VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0127

UNS GEFÄLLT ALLES.

september 2020

versorgerin Nr. / 127 / september 2020 / Österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

editorial

Pessimismo dell'intelligenza, ottimismo della volontà

Pessimismus des Verstandes bei Optimismus des Willens empfahl der italienische Kommunist Antonio Gramsci 1920 in einem Editorial in der Wochenzeitung L'Ordine Nuovo (Die neue Ordnung). Vier Jahre, nachdem er diese Forderung nach Nüchternheit formuliert (bzw. nach eigenen Angaben vom Schriftsteller Romain Rolland übernommen) hatte, wurde er von den Faschisten verhaftet und eingekerkert.
Die eigene Situation unsentimental wahrzunehmen, ohne sich von ihr brechen zu lassen, ist ein Vermögen, das einem Individuum helfen kann, sie zu ertragen: Zu wünschen ist das dem Menschenrechtsaktivisten Mubarak Bala, der im April 2020 in Nigeria wegen Blasphemie verhaftet wurde und seitdem in Untersuchungshaft sitzt. Seinen Fall beschreibt *Felix Riedel* für uns. Die Situation von Gefangenen in Österreich ist vermutlich deutlich besser, dennoch gibt es auch hier einiges zu kritisieren, wie *Paul Schuberth* darlegt. Die aktuelle Groll-Geschichte von *Erwin Riess* widmet sich insofern auch dem Themenkomplex Inhaftierung, als es darin um die katastrophale Situation von behinderten Menschen in Osteuropa geht. *Thomas Schmidinger* befasst sich wiederum mit den Lebensumständen jener, die im Oktober 2019 aus Nordsyrien fliehen mussten.
Nochmals zu Gramsci: Die Ausgangsüberlegung zu seinem Begriff der »kulturellen Hegemonie« (ausgearbeitet in seinen »Gefängnisheften«) bildete die Frage, warum die italienische Unabhängigkeitsbewegung nicht zu einer revolutionären wurde. Generell gefragt: Warum lassen sich Menschen den ganzen Wahnsinn gefallen, bzw. arbeiten an ihrer eigenen Unterdrückung mit? Über die Absurdität des kapitalistischen Systems als unhinterfragter Normalzustand räsoniert *Antonia Pilar-Becco* in einigen Skizzen, während *Klaus Blees* und *Ingrid Röder* sie an Beispielen aus der Nahrungsmittelerzeugung konkretisieren. *Alexander Pankratz* unterzieht in seinem Kurz-Essay anhand der Feier zum Baubeginn der Shoah-Gedenkstätte im Wiener Ostarrichi-Park den österreichischen Umgang mit der NS-Vergangenheit einer scharfen Kritik, während *Sama Maani* über Hartmut Langes Novelle »Die Heiterkeit des Todes« mehrfachen Verschiebungen in der Schuldabwehr gegenüber dem Holocaust nachgeht.
Verstörend ist an Langes Text die Liebesbeziehung zwischen einer Jüdin und ihrem Mörder. Strikt sexuelle Tabus waren 1984, als die Novelle erschien, deutlich weniger vorhanden, als noch 15 Jahre zuvor. Dies ist vermutlich auch Günter Amendts Buch »Sexfront« von 1970 zu verdanken, in dem *Magnus Klaue* eine damals völlig neuartige und progressive Art sieht, Sexualität darzustellen und zu entskandalisieren.
Nur vordergründig um Sexualität geht es bei der Auseinandersetzung von *Davide Bevilacqua* mit einer Kampagne von Pornhub, die im Kern aber eher auf Greenwashing als neue Standard-Strategie im Marketing abzielt.

Das zweite Buch der Versorgerin ist auch diesen September hauptsächlich der neuen Ausgabe von STWST48 gewidmet, die das Jahresmotto »MORE vs. LESS« (bzw. mittlerweile »MORE VIRUS LESS«) durchexerziert. In diesem Teil findet sich neben Programmüberblick und Darstellung ausgewählter Projekte auch eine rasante Reflexion über die Gesamtperspektive von *Michel Trocken.*
Stichwort Covid19: Vor allem für den Veranstaltungsbetrieb im Haus und das Cafe Strom ist die Situation einigermaßen zermürbend – über den Stand der Dinge berichtet *Jörg Parnreiter*. Nur soviel: Die nächsten Jahre ausschließlich im Streaming-Pool planschen möchte eigentlich niemand.
Abgerundet wird diese Ausgabe durch zwei Buchrezensionen und ein Interview: *Till Schmidt* bespricht den Sammelband »Konformistische Rebellen« und *Mathias Beschorner* Jan Kortes Buch »Die Verantwortung der Linken«. *Alexandra Bandl* schließlich hat die feministische Schriftstellerin und Psychotherapeutin Phyllis Chesler interviewt.

Nach Diktat vereist (bei 35°+)

Die Redaktion

Gefährdeter Humanismus

Nigerias Islamisten entdecken im Atheismus eine neue Gefahr, gegen die sie mit aller Gewalt vorgehen. *Felix Riedel* beschreibt das am Fall des derzeit inhaftierten Humanisten Mubarak Bala.

Seit dem 28. April dieses Jahres ist Mubarak Bala, der Präsident der humanistischen Union Nigerias, in Haft. Er wurde wegen Blasphemie angezeigt, verhaftet und nach Kano verlegt – eine Islamistenhochburg, in der die Scharia-Gerichte in Kraft sind. Seitdem wurde ihm jeder Kontakt und ein offizieller Prozess versagt. Der Polizeichef von Kano, Habu Sani, weigert sich, einen Gerichtsbeschluss umzusetzen und ihm ein Gespräch mit seinen Anwälten zu gewähren. Am 8. August richtete seine Frau daher einen Appell an das Parlament: Sie will einen Beweis, dass Bala noch am Leben ist.[1] Es ist nicht undenkbar, dass Bala in Haft gefoltert wurde, Übergriffe durch Mithäftlinge erlitt oder in einer der notorisch überfüllten Sammelzellen an den Folgen der Haftbedingungen verstarb. Sein Unterstützernetzwerk hält es dennoch für wahrscheinlicher, dass die Isolationshaft ihn und andere Atheisten von freier Meinungsäußerung abschrecken soll. Dieses Exempel ist den Behörden offenbar wichtiger als die daraus hervorgehende Erosion des Rechtsstaates und der Reputationsverlust.

Mubarak Bala war bereits im Jahr 2014 zum Politikum geworden, nachdem ihn seine Familie in die Psychiatrie einwies, weil er sich vom Islam losgesagt hatte. Der behandelnde Arzt sah in seiner Weigerung, an Adam und Eva zu glauben, eine Erscheinung von Wahn und verabreichte ihm gegen seinen Willen Medikamente. Eine internationale Kampagne für seine Freilassung begann und während eines Streiks von Klinikpersonal konnte Bala entkommen. Die Humanistische Union in Nigeria hat seitdem intensive Organisationsarbeit geleistet und an Zulauf gewonnen. Bala nutzt primär Facebook, um mit scharfzüngiger Satire Korruption, Bigotterie und Fanatismus aufs Korn zu nehmen.
Angeklagt wurde er im April, weil er den Propheten Muhammad einen Terroristen genannt und, für Gläubige ebenso kränkend, mit dem christlichen Prediger T.B. Joshua verglichen hat, der wegen seines Reichtums und seiner Quacksalbereien seit langem stellvertretend für die Auswüchse von Religion in Nigeria steht:
»Es gibt keinen Unterschied zwischen dem Propheten TB Joshua of Lagos und dem Propheten Muhammad aus Saudi Arabien, unser eigener aus Nigeria ist sogar besser, weil er kein Terrorist war.«[2]
Im Strafgesetzbuch des Bundesstaates Kano heißt es: »Wer eine Religion öffentlich beleidigt oder Verachtung dahingehend anstachelt, dass dies zu einem Bruch des Friedens führen kann, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.«
Das entspricht im Wortlaut dem deutschen »Blasphemiegesetz« §166 StgB, das jedoch drei Jahre Haft androht:
(1) Wer öffentlich oder durch Verbreiten von Schriften (§ 11 Abs. 3) den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses anderer in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

1969 von CDU/CSU und SPD beschlossen, versuchte die CDU/CSU seitdem mehrfach, den Paragraphen noch zu verschärfen. Der Fall in Kano zeigt nur die Konsequenz einer solchen international etablierten Definition von Blasphemie: Schutz genießt die Religion, die in der Lage ist, den öffentlichen Frieden auch zu stören. Das ist in Deutschland vor allem die organisierte katholische Kirche und in geringerem Ausmaß der organisierte Islam, in Nordnigeria sind es hingegen die unorganisierten, islamistischen Mobs. Mehr als die vergleichsweise streng geregelten Schariagerichte sind es diese Lynchkommandos, die Atheisten und Andersgläubige in Nordnigeria fürchten. Erst im Jahr 2000 im Bundesstaat Zamfara etabliert, verbreitete sich die Scharia rasant in 12 anderen Bundesstaaten. Dabei blieb sie immer der Bundesjustiz unterworfen: So konnten Safiya Hussaini und Amina Lawal Kurami im Jahr 2002 ihre Todesstrafe durch Steinigung in einen Freispruch umwandeln. Ein großer Faktor dabei war die internationale Sensibilisierung gegen Steinigungen unter anderem in Iran und Afghanistan. Schariagerichte treffen vor allem muslimische Homosexuelle und »Ehebrecherinnen«, sie dürfen aber keine Ex-Muslime oder Nichtmuslime verurteilen – diese können weltliche Rechtsprechung einfordern. Leo Igwe erklärt daraus den Schritt zur rechtswidrigen Haft ohne Anklage: Der Mob ruft nach dem Tod Balas – er kann aber nicht vor einem Scharia-Gericht zum Tod verurteilt werden, sondern nur vor einem säkularen Gericht zu maximal zwei Jahren Haft. Die Isolationshaft ist ein Mittel, den Mob zu befriedigen. Für Bala bedeutet das psychische Folter: er muss täglich befürchten, durch eine unsachgerechte Freilassung einem Mob vorgeworfen zu werden.

Gleichzeitig führen die salafistisch geprägten Islamisten einen Kulturkrieg gegen die Sufi-Orden Westafrikas. Der Sänger Yahaya Aminu-Sharif hat einen Propheten der Tijaniyyah für wichtiger erklärt als Mohammed. Da er Muslim ist, verurteilte ihn ein Scharia-Gericht zum Tod durch Hängen. Ob das Urteil vollstreckt wird, ist fraglich – die meisten Todesurteile werden später revidiert. Der Mob aber hat schon gewonnen: Aminu-Sharifs Haus wurde geplündert und zerstört.
Die kontinuierliche Straflosigkeit solcher Mobs ist ein Zeichen dafür, dass Nigeria nicht von einem politischen Willen, sondern von Öl und Militär zusammengehalten wird. Jedes Massaker im Norden treibt die islamisch dominierten Landesteile weiter vom christlichen Süden weg. Einen offenen Sezessionskrieg verhindert vor allem die düstere Vergangenheit des Biafra-Konfliktes: Pogromen durch islamische Hausa und Fulani fielen im Norden 30,000 nichtislamische Igbo zum Opfer, durch die Hungerblockade in Biafra starben mehr als eine Million Menschen. Zwischen Sezessionskrieg und Boko Haram sucht die nigerianische Öffentlichkeit um des lieben Friedens willen ein prekäres Arrangement mit Korruption, Konservativismus und Gewalt durch Lynchmobs und macht dabei sehr weitgehende Konzessionen. Diese nährten jedoch nur die islamische Dominanzkultur.
Die wachsenden verbalen Attacken gegen Atheisten durch islamische Prediger zeigen, dass sie diese als echte Bedrohung und Störung des bestehenden Arrangements wahrnimmt. Die christliche Missionstätigkeit um die Jahrtausendwende gefährdete die Hegemonie der Muslime – es kam zu Pogromen, ethnoreligiösen Säuberungen und Jihadismus. Die islamische Elite, aber auch die Masse spürt, wie wenig der Islam vor allem Frauen und Jugendlichen zu bieten hat. Aus dieser Nervosität heraus erwächst das Bedürfnis nach Homogenität, nach Abwesenheit von besseren Alternativen.



Mubarak Bala (Mitte) und Leo Igwe (rechts) in der Diskussion auf einer Konferenz in Abuja, 2019

Nachdem die Christen mit Pogromen auf ihren Platz verwiesen wurden, richtet sich die Abwehr stärker gegen Atheisten. Dabei spielt die reale Marginalität der humanistischen Bewegung in Nigeria weniger eine Rolle als die Qualität und damit Gefährlichkeit ihres Angebots: Die Mehrheit der Bevölkerung sind Jugendliche und die erhalten mehr Zugang zu Bildung, sie orientieren sich an Stars und globalen Einflüssen. Das macht sie zu einem unsicheren Element, das sehr rasch kippen kann. Daher wurde nun selbst ein 13-jähriger Junge von einem Scharia-Gericht wegen ungebührlicher Bemerkungen über Gott zu zehn Jahren Haft und Strafarbeit verurteilt. In dieser ideologischen Schwäche eines nur durch Gewalt zusammengehaltenen Islams besteht auch die Hoffnung der Humanisten in Nigeria: Gelingt es ihnen, zu überleben und einen Fuß auf den Boden zu bekommen, werden sie sehr rasch wachsen können. Anders als der Humanismus in Mitteleuropa, der stark zerstritten ist und nur mehr einen marginalen Faktor für relativ ungesteuert ablaufende Prozesse wie die Erosion der Gläubigkeit darstellt, ist der Humanismus in Nigeria (und im gesamten subsaharischen Afrika) einfacher und direkter. Er ist hier einziger Anwalt von LBGTI-Rechten und Redefreiheit. Der europäische Humanismus hat als Hauptgegner das Recht gegen sich (Blasphemie und Religionsunterricht), der nigerianische den Mob, die Eliten, die Geheimbünde, die Kirchen, die gesamte Gesellschaft. Von entscheidender Bedeutung für das Gelingen des humanistischen Projekts ist die internationale Solidarität. Proteste wie im Fall Ken Saro-Wiwas gibt es nicht mehr. Afropessimismus, eine allgemeine Konfliktmüdigkeit und Eskapismus in die Innerlichkeit prägen den westlichen Blick auf Probleme außerhalb Europas. Der entscheidende Kampf um die Köpfe der nigerianischen Jugend wird dem freien Markt der Religionen überlassen, wer davor flieht, wird bereits in der Sahara aufgehalten. Das macht es umso wichtiger, dass Atheist*innen in Nigeria alle Mittel erhalten, die sie für ihre Arbeit brauchen.

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf *http://versorgerin.stwst.at/autorin/felix-riedel*

---

[1] *http://saharareporters.com/2020/08/09/mubarak-bala%E2%80%99s-wife-writes-national-assembly-demands-proof-husband-being-alive*

[2] *https://www.humanistisch.net/38572/nigeria-befreie-dich-befreie-mubarak-bala/*. *https://twitter.com/MrZage/status/1254879525873336325/photo/1*

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten.
www.nichtidentisches.de, *www.felixriedel.de*

Europas verschwiegene Schande

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess.*

Der Dozent und Herr Groll saßen auf dem Hauptplatz in Steyr in einem Café im Freien. Die beiden hatten zuvor das BMW-Motorenwerk besichtigt, eines der modernsten seiner Art weltweit, und waren ob der blitzenden Technik und der Freundlichkeit des Werkspersonals beeindruckt. Und doch, so schien es Herrn Groll, erweckte der Dozent den Eindruck, als würde eine Last schwer auf seinen Schultern liegen. Er wollte seinen Freund darauf ansprechen, doch der kam ihm zuvor und fragte Groll, ob er schon vom Caritas-Kinderheim Gleink gehört habe, es liege nur einen Steinwurf von der Fabrik entfernt und habe zu den berüchtigsten Einrichtungen dieser Art in Österreich gezählt.

Groll schüttelte den Kopf.

Vor kurzem sei eine umfangreiche Studie erschienen[1], fuhr der Dozent fort, sie liste in erschütternden Details die Grausamkeiten gegen Buben auf, die in diesem Heim bis zu dessen Schließung im Jahr 2009 den Alltag bestimmten.

»In Gleink, so stellen die Forscherinnen und Forscher fest, bestand das nationalsozialistische Menschenbild weiter fort. Kinder mit psychischen oder Entwicklungsproblemen oder ganz einfach nur Waisen wurden als asozial, rassisch minderwertig und für den Volkskörper schädlich eingestuft und demgemäß behandelt. Die Palette der Mißhandlungen reichte von systematischem sexuellem Mißbrauch, exzessiver Prügelgewalt bis zu verbalen Demütigungen. Die Schilderungen jener, die es fertigbrachten, über ihre Erfahrungen zu berichten, sind Nachrichten aus der christlichen Hölle auf Erden. Die Kinder durften die Caritas-Strafanstalt – denn um eine solche handelte es sich dem sozialen Charakter nach – nicht verlassen, jahrein, jahraus erlebten die Zöglinge, die besser Sträflinge genannt werden sollten, die schändlichste Behandlung. Über all dem Elend waltete eine erdrückende Lieblosigkeit, geeignet ein verletzliches und einsames Gemüt vollends zum Erlöschen zu bringen.«

»Die Schwarze Pädagogik ist nie verschwunden, sie erlebt jetzt, da autoritäre und nationalistische Strömungen eine Renaissance feiern, eine neuerliche Blüte«, erwiderte Groll.

»Sie sprechen von Osteuropa«, sagte der Dozent.

»Nicht nur. Wie wohl ich zugebe, daß der zivilisatorische Rückfall in den ehemaligen Staaten des Warschauer Pakts besonders groß ist. Besonders die Lage behinderter Menschen hat sich dort dramatisch verschlechtert. Ich habe dazu in den letzten Wochen Ermittlungen angestellt. Dabei stützte ich mich nicht nur auf allgemein zugängliche Dokumente wie die Länderberichte, die im Rahmen der 2008 in Kraft getretenen UN-Behindertenrechtskonvention erstellt werden und diverse Studien und Vor-Ort-Darstellungen von Expertinnen und Experten der Europäischen Union, sondern auch auf internationale Medienberichte. Sehr ergiebig waren die Erzählungen behinderter Menschen, die in Internetforen miteinander kommunizieren. Schließlich bin ich über jahrzehntelange Freundschaften mit etlichen Aktivisten der Independent-Living-Szene behinderter Menschen in den angesprochenen Staaten in Kontakt. Sie bestätigten und ergänzten viele der zu Tage gekommenen haarsträubenden Diskriminierungen seitens der ost- und ostmitteleuropäischen Regierungen.« Während er sprach, hatte Herr Groll ein einfaches orangefarbenes Notizbuch des Formats A 6 aus dem Rollstuhlnetz hervorgeholt und aufgeschlagen.

Nun legte der Dozent ein A 5 Notizbuch auf den Tisch, es war schwarz, in silberfarbenen Lettern prangte der Name des englischen Herstellers auf dem Buchrücken. Der Dozent schlug eine neue Seite auf und strich sie mit dem Handrücken glatt.

»Das Ergebnis Ihrer Ermittlungen ist also …«

Immer wieder einen Blick in seine Aufzeichnungen werfend, erzählte Herr Groll:

»Anfang der 2000er Jahre berichtete der Fernsehsender Al Jazeera in der Dokumentation ‚Europe's Hidden Shame' über Behindertenheime in Rumänien, jenes in Cighid wurde als stellvertretend für viele andere bezeichnet. Kinder mit unterschiedlichsten Behinderungen wurden unter grauenhaften Bedingungen verwahrt. Der sogenannte Isolator war ein Verschlag mit vernagelten Fenstern, in dem siebzehn Kleinkinder hausten. In der Dunkelheit des Raumes mussten die Journalisten am Geruch erkennen, ob es sich um Brei, Kot oder Erbrochenes handelt. Schaufelweise habe man damals Exkremente aus dem Haus getragen.«

Der Dozent schrieb in sein Buch. Groll fuhr fort: »Im Jahr 2007 trat Rumänien der EU bei. Als Beitrittsbedingung wurde unter anderem eine nachhaltige Verbesserung der Lebenssituation behinderter Kinder verlangt. Im Jahr 2019 tauchten erneut Beweise für den Missbrauch von behinderten Menschen in Rumänien auf. Der Fernsehsender Al Jazeera schickte ein Team aus drei englischen Spezialisten und Journalisten. Sie produzierten die Dokumentation »*Europe's Recurring Shame* und wiesen nach, daß sich nur insofern etwas geändert hatte, als die Heimfassaden modernisiert, die Zustände im Inneren aber unverändert waren – angekettete Kinder in Verschlägen. Diese waren nun aus Plexiglas. Und die Förderungen der EU aus dem Titel »Inklusion« flossen munter weiter.«

Bild: Thomas Bodory

Das Kloster Gleink, in dem sich das Caritas-Kinderheim befand.

Der Dozent lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schloß die Augen.

»Wer nun glaubt, daß die Horrorzustände eine rumänische Spezialität sind, dem entgegnen Expertinnen und Experten diverser NGOs – unter ihnen viele selbst betroffene Menschen –, daß die Verhältnisse in ganz Osteuropa ähnlich seien.

Ein Bursch in einem Bett mit hohen Gitterstäben aus Eisen; ein anderer Bub in einer selbst gemachten Zwangsjacke; eine 20-Jährige in einem winzigen Gitterbett; ein Teenager mit abgemagerten Beinen; Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit offenen, unbehandelten Wunden im Gesicht und an den Extremitäten: Die Beschreibung des Behindertenheims Topház in Göd bei Budapest. Zehntausende Kinder und Erwachsene in anderen ungarischen Heimen für Behinderte werden weiterhin weggesperrt, um sie den Blicken der Öffentlichkeit zu entziehen.

Nach wie vor werden intellektuell beeinträchtigte Menschen nicht in kleineren Einheiten oder Projekten des betreuten Wohnens untergebracht, sondern von der Gesellschaft abgesondert. Der Menschenrechtskommissar des Europarats empfahl, keine EU-Gelder mehr für die Renovierung der Anstalten aufzuwenden. Die Konsequenzen für Ungarn? Die EU-Förderungen für Inklusion wurden erhöht – Ungarn errichtet derzeit mehrere Dutzend Heime fernab von Städten und Dörfern in Sümpfen, Industriebrachen, Überschwemmungsgebieten oder neben Müllverbrennungen. Sehr oft entstehen die neuen Heime auch neben den alten Kästen auf deren Gelände. Das Gegenteil von den von der UN-Behindertenkonvention 2008 geforderten betreuten Wohngemeinschaften und Einzelwohnungen in den Städten. Behinderte Menschen genießen in diesen Einrichtungen keinerlei Unabhängigkeit, was Wohnen, Essen, Freizeit, Arbeit und die anderen Sphären des Lebens anlangt. Die Verwendung riesiger Summen öffentlichen EU-Geldes für die Verstetigung von Aussonderung und Mißbrauch wird in den Berichten immer wieder angeprangert. Was mit den behinderten Menschen in den entlegenen Ghettos geschieht, kann man sich unschwer ausmalen. Gleichzeitig wurde die Tätigkeit von NGOs, die auch nur einen Cent ausländisches Geld erhalten, in Ungarn verboten. Anklagende Berichte wird es in dem Land, das keine regierungsunabhängigen Medien mehr kennt, nicht mehr geben.

In Russland leben mindestens zwölf Millionen Menschen mit Behinderung, man begegnet ihnen selten auf der Straße, erzählt Marina Borissenkowa, eine Aktivistin aus dem Gebiet Pskow. Wohnungen sind nicht angepasst, es ist vielen nicht möglich, sie zu verlassen. Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen leben überwiegend in geschlossenen Einrichtungen. Inklusive Kindergärten und Schulen sind seltene Ausnahmen.

Im Mai 2016 untersuchte der Petitionsausschuss des Europäischen Parlaments die Slowakei und kam zum Ergebnis, daß die von der UN-Konvention geforderte Auflösung von Großheimen und die »Entlassung« behinderter Menschen in eine (von Assistenz unterstützte) Selbstbestimmung und Unabhängigkeit nicht befolgt wird.

Die Wissenschaftlerin Marina Doichinova aus Bulgarien hält in einem Report der EU-Agency for Fundamental Rights fest, daß von einem selbstbestimmten Leben in Bulgarien keine Rede sein kann. Heimstrukturen verfestigen sich, bauliche Barrieren werden nicht abgebaut, auch sonst werden die Grundsätze einer modernen Behindertenpolitik nicht annähernd befolgt. Für Tschechien, Kroatien, Serbien, Moldawien, die Ukraine und die anderen ehemaligen jugoslawischen Teilstaaten sowie für die baltischen und zentralasiatischen Ex-Sowjetrepubliken trifft dasselbe zu. Die Monitoring-Berichte fallen durchgängig katastrophal aus.

Die behinderten Menschen Osteuropas, deren Zahl mit drei Dutzend Millionen nicht zu gering geschätzt ist, sind die Parias Europas, Opfer von eugenischer Politik. Was nach dem sozialen Tod mit behinderten Menschen in dieser Welt geschieht, wissen wir aus der Geschichte.«

Der Dozent steckte seinen Notizblock weg. Seine Augen starrten ins Leere.

---

[1] Angela Wegscheider, Michael John, Marion Wisinger. »Verantwortung und Aufarbeitung«. Die Studie erforscht die Vergangenheit von Caritas-Heimen in Oberösterreich. Das Kapitel Gleink zählt 190 Seiten – für jedermann einsehbar auf www.caritas-linz.at. Auf die Situation behinderter Menschen in Österreich wird in der Versorgerin#128 eingegangen.

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Sein letzter Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« ist September 2019 im Otto Müller Verlag erschienen. Derzeit arbeitet er an einem Roman, der sich mit den Verflechtungen von internationalem Kapital (Rohstoffen) und den Salzburger Festspielen befassen wird.

Freiheitsentzugserscheinungen

Paul Schuberth ist der Frage nachgegangen, warum kaum über Ausbeutung in den Gefängnissen gesprochen wird.

Die brutale Ermordung George Floyds und die danach aufflammenden beeindruckenden Proteste gegen rassistische Polizeigewalt hatten auch im deutschsprachigen Raum eine plötzliche Schärfung des Bewusstseins für Rassismus zur Folge: Wie sonst wäre zu erklären, dass unter dem Motto »Black Lives Matter« Hunderttausende ein eindrucksvolles Zeichen gegen Rassismus setzen, Großdemonstrationen gegen die Abschiebepolitik in Österreich und Deutschland aber ausbleiben, und Kundgebungen nach dem versuchten antisemitischen Anschlag in Halle und dem Anschlag in Hanau wesentlich weniger Anziehungskraft zu haben schienen?

Ein Zeichen gesetzt zu haben, erlaubt einem, sich zu setzen. Besonders, wenn der Fokus der Kritik auf einem fernen Land liegt. Ideal ist es, an diesem Land Praktiken zu kritisieren, die im »eigenen« für ausgeschlossen gehalten werden. Nach 24.000 Folgen der sozialkritischen Serien *Tatort, Soko Donau/Kitzbühel/Erfurt/Bamberg* oder *Cop Stories* erscheint heimische Polizeigewalt den Schlechtmeinenden als unerlässlich, den Gutmeinenden als seltener Ausrutscher im unterstützenswerten Kampf gegen arabische Clanchefs, serbische Mafiapaten und gewiefte chinesische Geschäftsmänner. Erst kürzlich lehnte Heimatminister Seehofer eine Untersuchung über Racial Profiling innerhalb der Polizei ab, da diese Praktik ohnehin verboten sei. Folgerichtig, denn schließlich werden Reiche auch kaum auf Steuerhinterziehung überprüft.
Doch wo die Debatte um Polizeigewalt geführt wird, greift sie zu kurz. Dass Schwarze in den USA im Verhältnis viel öfter Opfer von Polizeigewalt werden, hat mit rassistischer Polizeipraxis zu tun (Stop-and-Frisk als ein Beispiel), aber auch damit, dass Schwarze im Verhältnis öfter in Verbrechen und in »Verbrechen« verstrickt sind. Menschen mit geschärftem rassistischen Bewusstsein freuen sich über diesen vermeintlichen Beweis der Gefährlichkeit von Schwarzen. Menschen mit geschärftem Bewusstsein für Rassismus hingegen leiten daraus ab, dass eine zutiefst rassistische Gesellschaft zutiefst rassistische Cops gar nicht zwingend nötig hat, um ihren Minderheiten das Leben zur Hölle zu machen. Die berechtigte Kritik an einzelnen Gewalttätern unter den Polizisten affirmiert die Erzählung vom guten System, an dessen Gutheit die ihm unterworfenen Menschen sich nur noch besser anpassen müssten. Die Rede vom »strukturellen Rassismus« widerspricht dieser Erzählung - aber nur halbherzig. Denn meist ist damit angesprochen, dass sich in dieser und jener Institution besonders viele Rassisten und Rassistinnen tummeln. Mit Informationen solcher Art lässt sich gut umgehen, weil sie Anlass geben, mittels Aktionsplänen und Sensibilisierungsmaßnahmen Aktivität und gelebte Verantwortung zu mimen. Wirklich furchteinflößend ist erst die Erkenntnis, dass Rassismus zur Struktur des Kapitalismus gehört. Verantwortung zu übernehmen hieße dann, für ein wirtschaftliches System zu streiten, in dem Rassismus wirklich zu dem wird, als das er heute schon behandelt wird: zur privaten Spinnerei Einzelner, weil die Notwendigkeit einer Ideologie zur Naturalisierung von Ungleichheit wegfiele.

Da sich alle aus der Verantwortung stehlen, was nicht strafbar ist, bleibt »sozial Schwachen« weiterhin nichts anderes übrig, als manchmal zu stehlen, drei Mal ohne Ticket mit der Metro zu fahren, oder Drogen zu verkaufen. Delikte, für die einen in den USA Haftstrafen erwarten. Diese werden in den privaten Gefängnis-Fabriken verbüßt, die sich in den letzten Jahrzehnten zu einem der größten Dienstgeber des Landes heraufgewirtschaftet haben - auf dem Rücken derer, die das kapitalistische System zuvor heruntergewirtschaftet hat. Und offenbar hinter dem Rücken derer, die noch so frei sein könnten, diese Entwicklungen zu kritisieren und zu bekämpfen. Wer sitzt, kann schwer ein Zeichen dagegen setzen. Wer sitzt, kann und muss sich allerdings auf die Fahnen heften, per Zwangsarbeit und mit einem Lohn von 16 Cent bis 1 Dollar pro Stunde einen wesentlichen Teil des Bruttoinlandproduktes zu erschuften. Die Arbeitgeber - Pharma- und Lebensmittelkonzerte, Schuhfabrikanten, Elektronikhersteller u.v.m. - geben den 2,3 Millionen Gefangenen Arbeit, diese ihr Leben. Denn auch nach einer möglichen Entlassung besteht die Freiheit ehemaliger Häftlinge darin, frei vom Wahlrecht zu sein, aber in der Regel auch frei vom Anspruch auf Wohnungen und Sozialleistungen. Spezielle Verträge zwischen manchen Gefängnisbetreibern und den jeweiligen Kommunen legen fest, dass die Anstalten zu 90% ausgelastet sein müssen. Bei Nichteinhaltung der Quote stehen dem Betreiber Entschädigungszahlungen zu. Diese Praxis, die erklärt, warum bei rückläufiger Zahl von schweren Verbrechen immer mehr Menschen in Haft landen, hat zwei Nebeneffekte. Fehlende »freie« Plätze im Gefängnis und die also aus allen Nähten platzenden Anstalten zeichnen ein Bild einer Gesellschaft, in der niemand vor niemandem sicher ist. Die Law-and-Order-Politik schafft also erst die Atmosphäre, die die Menschen eine Law-and-Order-Politik herbeisehnen lässt. Übertroffen nur von dem Effekt, dass der Nachschub an billigen Zwangsarbeitskräften für die im Gefängnis produzierenden Unternehmen gesichert ist. Dieses »In-Sourcing« ist zur beliebten Alternative zum Outsourcing der Produktion in Länder mit niedrigem Lohnniveau geworden. People of Colour stellen dabei etwa 70 Prozent der Insassen. Wer das System aus Inhaftierung wegen Bagatelldelikten und Zwangsarbeit aber als »Fortführung der Sklaverei unter anderem Namen« bezeichnet, muss sich den Vorwurf der Verharmlosung gefallen lassen. Aktuell sind mehr Afroamerikaner und Afroamerikanerinnen ihrer Freiheit beraubt als 1865 bei der offiziellen Abschaffung der Sklaverei.



Bild: Michael Coghlan

Facharbeit aus dem Gefängnis: Gitterstäbe

Warum wird darüber im Zuge von Diskussionen im deutschsprachigen Raum über Rassismus nicht viel mehr gesprochen? Die effektive Verbrüderung von Rassismus und Profitmaschinerie zu erkennen, mag schmerzhafter sein, als sich selbst und anderen nur vorzuwerfen, Privilegien zu besitzen. Zum anderen müsste die Beschäftigung mit dem US-Gefängnissystem auch einmal zur Folge haben, die Verhältnisse in Österreich und Deutschland in den Blick zu nehmen. Diese unterscheiden sich insofern, als hier der »Resozialisierungsgedanke« großgeschrieben wird.

Doch man sollte auch das Kleingedruckte lesen. Als »Resozialisierung« geht zum Beispiel durch, Gefangene die Gitterstäbe selbst anfertigen zu lassen. Mit der Berufserfahrung als Gitterstabshandwerker kann man in Freiheit nicht allzu viel anfangen, zumal die Gitterstäbe ja im Gefängnis produziert werden. Auch in österreichischen und deutschen Haftanstalten herrscht Arbeitspflicht, wobei auf ein Recht auf Arbeit nicht gepocht werden kann. Den Vollzeit Arbeitenden stehen die üblichen Arbeitnehmerrechte nicht zu. In Deutschland wird Häftlingen ein Stundenlohn von unter zwei Euro ausbezahlt, in Österreich bleiben den Gefangenen - nach Abzug des »Vollzugskostenbeitrags« (75% der eigentlichen Vergütung) - nicht mehr als fünf Euro pro Tag übrig; wobei davon die Hälfte zwangsangespart wird. Diese Ansparung ist ein Hohn angesichts der Tatsache, dass Häftlingen aufgrund des fehlenden Rechts auf Pensions- und Rentenversicherung ohnehin die Altersarmut droht. Die Gefangenen sind weder krankenversichert, noch steht ihnen eine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall zu. Davon profitieren direkt Unternehmen, die in den Gefängnissen produzieren lassen, wie etwa solche aus der Automobil-, der Haushaltsgeräte- oder der Luftfahrtbranche. Unverhohlen werden auf der Website des Justizministeriums die Topbedingungen für Unternehmen beworben. Die etablierten Gewerkschaften interessieren sich kaum für die Bedingungen, unter welchen die Gefangenen zu schuften haben, die schließlich nur in einem Resozialisierungs-, nicht aber in einem regulären Arbeitsverhältnis stehen.
2014 gründete sich rund um den Aktivisten Oliver Rast die deutsche Gefangenengewerkschaft GG/BO, um den unerträglichen Verhältnissen in der »Sonderwirtschaftszone Knast« (Oliver Rast), in dieser »Billiglohnzohne«, entgegenzutreten. Sie zählt mittlerweile über 900 Mitglieder »drinnen« und »draußen«. Auch in Österreich formierten die Gefangenen Oliver Riepan, Herwig Baumgartner und Georg Huß eine Gewerkschaft nach deutschem Vorbild. Dem Namen GG/BO fügten sie noch das Kürzel »R.A.U.S« an, das für »richtig artgerecht untergebrachte Strafgefangene« steht. Die Formulierung »artgerechte Haltung der Untergebrachten« stammt von der Vollzugskammer des OLG Linz. Der besonderen »Art« der »Untergebrachten« wird in den Augen der Entscheidungsträger unter anderem dadurch gerecht, dass man den Gefangenen wesentliche Rechte vorenthält: Die offizielle Gründung der GG/BO wird seit Jahren vom Staat mit fadenscheinigen Argumenten verhindert. Aber auch sonst wird die Gewerkschaftsarbeit erschwert. Kurz nach der Gründung wurden die Aktivisten getrennt und in verschiedene Justizanstalten verlegt. Dementsprechend ist die erste Forderung der Gewerkschaft: »Der Staat soll sich auch im Gefängnis an die eigenen Gesetze halten«, wie es die Politikwissenschafterin Monika Mokre formuliert, die sich bei der Solidaritätsgruppe der Gefangenengewerkschaft Österreich engagiert. Konkret kritisiert die Gewerkschaft die über den Freiheitsentzug hinausreichenden Beschränkungen, die gar nicht gesetzlich gedeckt sind. Die Forderung nach Versammlungs-, Vereins- und Informationsfreiheit ist hier besonders wichtig. »Dazu gehört auch der Zugang zu Mobiltelefonie und Internet - auch um die Gefangenen auf das Leben draußen vorzubereiten«, führt Mokre aus.
Migranten und Migrantinnen haben zusätzliche Probleme. Oft landen sie in Abteilungen mit noch weniger Freiheiten, oder ihnen werden bestimmte Informationen nicht übersetzt. Dadurch wird die Möglichkeit, sich zu wehren, noch kleiner. Auch Homosexuelle und Transpersonen, »für die im binär nach Geschlecht strukturierten Gefängnissystem ohnehin eigentlich kein Platz ist« (Mokre), sind von zusätzlicher Diskriminierung betroffen. Ist es etwa auch ein besonderer Aspekt der »Resozialisierung«, dass Minderheiten durch die spezifischen Formen der Diskriminierung in Haft auf das Leben und die Marginalisierung *da draußen* vorbereitet werden?

Obwohl die Krankenversorgung im Gefängnis oft prekär ist, gelang es »drinnen« - immerhin im Unterschied zu »draußen« -, einen Ausbruch von COVID-19 zu verhindern.[1] Wo *distancing* von der übrigen Gesellschaft ohnehin die einzige Maßgabe ist, sind entsprechend repressive Maßnahmen offenbar leichter umzusetzen. Das Besuchsverbot wurde während des Lockdowns auch auf den Scheibenbesuch ausgeweitet, obwohl dabei eine direkte Infektion unmöglich ist.
Dass Entrechtung und Ausbeutung im Gefängnis insgesamt nicht als solche wahrgenommen werden, liegt auch an einer reichen ideologischen Tradition, derzufolge harte Arbeit die beste Erziehung sei. Der letzte, der sich auf hoher politischer Ebene für die Belange der Gefangenen einzusetzen wagte, war der ehemalige JETZT-Abgeordnete und Jurist Alfred J. Noll, als er zumindest für eine Verdopplung der Vergütung plädierte. Aber vorerst bleibt es dabei: Die Häftlinge arbeiten hart, die Unternehmen verdienen viel, der Gefangene wenig, und der Staat, »wenn er seine Verbrecher weiter so behandelt«, überhaupt nicht, »welche zu haben.« (Oscar Wilde)

Weiterführend: Homepage der österreichischen Gefangenengewerkschaft: *ggraus.blogsport.at*

Interview zum Thema mit Oliver Riepan (Gefangenengewerkschafter) und Monika Mokre (Politikwissenschafterin) auf: *versorgerin.stwst.at*

[1] Das gilt für Österreich und Deutschland. In den USA zählen Gefängnisse zu den wesentlichen Infektionsherden.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach.

Die Opfer der »Operation Friedensquelle«

Thomas Schmidinger gibt einen Einblick in die derzeitige Situation jener Menschen, die vor einem Jahr aus Nordsyrien vertrieben worden waren. Zwar gelang es, zumindest einige selbstverwaltete Camps zu errichten, die Covid-19 Pandemie hat die Bedingungen dort aber noch weiter verschlechtert.

Ein Jahr ist es her, dass die Türkei mit dem zynisch als »Operation Friedensquelle« bezeichneten Angriff auf Nordostsyrien über 230.000 Menschen in die Flucht trieb und einen Grenzstreifen mit zwei größeren Städten und hunderten Dörfern für ihre islamistischen Verbündeten in Besitz nahm.

Nach einem Telefonat mit Erdoğan hatte US-Präsident Trump am 7. Oktober 2019 den vollständigen Rückzug der US-Armee aus Syrien erklärt und damit der türkischen Armee grünes Licht für einen Einmarsch in die kurdischen Gebiete gegeben, der zwei Tage später begann. Nach einigem Hin und Her, bei dem Trump zwischendurch auch wieder die Vernichtung der türkischen Wirtschaft androhte, nahm Russland das Heft des Handelns in die Hand. Der russische Präsident Putin einigte sich über die Köpfe der Betroffenen hinweg am 22. Oktober in Sotschi auf einen Abzug der YPG/YPJ aus einem 30 Kilometer tiefen Grenzstreifen und eine türkische Besatzung einer etwa 120 Kilometer langen Region, die westlich von Tal Abyad beginnt und östlich von Serê Kaniyê endet. In den anderen Grenzregionen sollte die syrische Regierungsarmee gemeinsam mit der russischen Militärpolizei die Grenze sichern. Zwar zog die YPG selbst tatsächlich aus dieser Grenzregion ab. Die lokalen Militärräte der SDF sind jedoch weiter präsent und kooperieren dort mit der syrischen Armee und Russland. Die syrische Armee selbst ist nur mit leichten Waffen und relativ wenigen Soldaten präsent.

Das grüne Licht, das Präsident Trump zum Angriff der türkischen Regierung gab, führte allerdings nicht, wie anfangs angekündigt, zum völligen Rückzug der USA. US-Truppen sind immer noch in der Region präsent, allerdings nur dort, wo es Erdöl gibt, wie dies auch offiziell von der US-Regierung erklärt wurde. Im Sommer gab Colonel Myles Caggins, der Sprecher der Combined Joint Task Force Operation, bekannt, dass insgesamt 600 US-Soldaten in Hasaka und Deir az-Zor, den beiden nordöstlichen Provinzen Syriens, unter Kontrolle der Syrischen Demokratischen Kräfte (SDF) stationiert sind. Weitere 150 sind gemeinsam mit Resten der Freien Syrischen Armee in der Wüstengarnison at-Tanf stationiert. Für Aufregung sorgte Ende Juli die Unterzeichnung eines Vertrags der kurdisch dominierten Selbstverwaltung Nordost-Syriens mit der US-amerikanischen Ölfirma Delta Crescent Energy LLC über die Ausbeutung genau dieser Ölquellen. Von der syrischen Regierung scharf kritisiert, hofft die Selbstverwaltung damit wohl, den Rest der US-Armee im Land zu behalten und einen erneuten Angriff der Türkei zu verhindern.



Bilder: Thomas Schmidinger

Die neue Militärbasis des US-Militärs wurde seit Anfang dieses Jahres in unmittelbarer Nachbarschaft des größten Zeltlagers der Vertriebenen aus den türkisch besetzten Gebieten errichtet: Über 9.000 Vertriebene aus Serê Kaniyê (Arabisch: Ras ul-Ayn) wurden im Washukanni-Camp vor den Toren der Provinzhauptstadt Hasaka notdürftig in Zelten untergebracht. Das Camp wird von Flüchtlingen aus der Stadt selbst verwaltet. Die Stadtverwaltung der bis zum Herbst 2019 etwa 55.000 Einwohner zählenden Stadt hat sich hier im Camp rekonstituiert, und versucht, das Camp nach denselben rätedemokratischen Prinzipien zu verwalten, wie bis zum türkischen Angriff die Stadt selbst.

Die BewohnerInnen des Camps spiegeln die Vielfalt der Stadt selbst wider, die 1878 von tschetschenischen Flüchtlingen aus dem Kaukasus gegründet worden war. Zu den Tschetschenen, die vor der russischen Expansion geflohen waren, kamen nach dem Genozid von 1915 armenische Flüchtlinge, christliche Assyrer, Kurden und Araber dazu. Aus jesidischen Dörfern in der Umgebung zogen schließlich auch Angehörige dieser nichtislamischen religiösen Minderheit in die Stadt. So bildete Serê Kaniyê die gesamte Vielfalt der Bevölkerung Nordostsyriens ab.

Anfang 2013 gelang es jihadistischen Milizen, die Stadt teilweise einzunehmen, ehe diese im Juli 2013 von kurdischen KämpferInnen der Volks- und Frauenverteidigungseinheiten YPG und YPJ vertrieben werden konnten. Auch die zweite große Stadt des 2019 von der Türkei besetzten Gebietes, das mehrheitlich arabische Tal Abyad, wurde von Jihadisten erobert, in diesem Falle von Kämpfern des Islamischen Staates, ehe es 2015 von YPG und YPJ eingenommen wurde. Im Gegensatz zu Serê Kaniyê hatte der IS unter Teilen der arabischen Bevölkerung Tal Abyads durchaus seine UnterstützerInnen. Ein Teil dieser IS-UnterstützerInnen floh 2015 vor den Kurden und kehrte nun im Herbst 2019 mit der türkischen Armee zurück.

Im Gegensatz zu Serê Kaniyê flohen auch nicht alle Araber aus Tal Abyad. Wie zuvor mit dem IS und der YPG arrangierte sich ein Teil nun mit der Türkei und den syrisch-islamistischen Milizen, die die Türkei ins Land brachte. Lediglich die AraberInnen, die mit der kurdisch dominierten Selbstverwaltung zusammengearbeitet hatten und die wenigen christlichen BewohnerInnen der Stadt flohen vor einem Jahr; die ChristInnen bereits zum zweiten Mal. Schon 2013 hatte der IS die Armenische Heiligkreuz-Kirche in der Stadt verwüstet. Die meisten Angehörigen der Gemeinde flohen. 2015, nach der Vertreibung des IS durch YPG und YPJ, kamen einige der ArmenierInnen zurück. Die kurdisch geführte Selbstverwaltung unterstützte die Renovierung der Kirche. 2019 verwüsteten dann am 31. Oktober nach der Eroberung der Stadt durch die Türkei syrisch-islamistische Milizen erneut die Kirche. Die Türkei sollte später behaupten, die YPG hätte die Kirche als Militärbasis benutzt. Mit großem Propagandaaufwand wurde die Kirche erneut renoviert und eine Wiedereröffnung unter türkischem Schutz inszeniert. Von der Gemeinde selbst ist jedoch kaum wer in der Stadt geblieben.

Völlig vertrieben wurden die ChristInnen aus Serê Kaniyê. Hier lebten nicht nur ArmenierInnen, sondern auch aramäischsprachige AssyrerInnen, die verschiedenen Konfessionen angehören, genauso die JesidInnen und KurdInnen. Selbst viele der arabischen und tschetschenischen BewohnerInnen der Stadt leben heute als Vertriebene in Zeltlagern oder in notdürftig zu Unterkünften umfunktionierten Schulen. Damit waren nicht nur die Schulkinder der Vertriebenen betroffen, sondern auch andere SchülerInnen in vielen Teilen des Landes, deren Schulen einfach nicht mehr als Lernorte zur Verfügung standen. Noch schlimmer hat es jene Schulkinder getroffen, die nun als Vertriebene in den Lagern untergebracht wurden. Unter den Vertriebenen befinden sich laut Angaben der Selbstverwaltung insgesamt etwa 90.000 Kinder, die nicht nur die Häuser ihrer Familien, sondern auch ihre Schulen verloren haben.



Selwa Saleh

Um zumindest eine rudimentäre Schulbildung für alle zu ermöglichen, wurden viele Schulen in der Selbstverwaltung Nord- und Ostsyriens nun in eine Art Schichtbetrieb umgestellt. In vielen Schulen wird mittlerweile in drei Schichten unterrichtet: Vormittags, Nachmittags und Abends.

Versorgt werden die Vertriebenen fast ausschließlich vom Kurdischen Roten Halbmond und der Selbstverwaltung. Die internationale Gemeinschaft interessiert sich nicht für das Schicksal dieser Opfer der »Operation Friedensquelle«. Dabei trafen die vor einem Jahr vertriebenen Menschen bereits auf rund 700.000 andere intern Vertriebene, die in Nordostsyrien ausharren: Vertriebene aus den Kampfzonen mit dem »Islamischen Staat«, aus dem bereits 2018 von der Türkei besetzten Afrin oder aus anderen Teilen Syriens. Insgesamt beherbergt die Region heute nur eine Million intern Vertriebener unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit und Konfession.

Viele Vertriebene konnten bei Verwandten Unterschlupf finden und keineswegs alle leben in Zelten. Jene, die keine Verwandten mit ausreichend großen Häusern haben oder sich keine Wohnung an einem anderen Ort mieten können, landen allerdings in Zeltlagern wie im Washukanni-Camp bei Hasaka oder im Newroz-Camp bei Derik. Dort müssen sie auf beengtem Raum mit rudimentären Sanitäranlagen und einer auf das Allernötigste reduzierten medizinischen Versorgung auskommen.

Dies stellt insbesondere in Zeiten wachsender Covid-19-Infektionen in Syrien ein massives Problem dar. Zwar gelang es den Behörden der Selbstverwaltung mit einem relativ strikten Lockdown und einer starken Einschränkung der Bewegungsfreiheit, die Infektionszahlen in Nordostsyrien deutlich unter jenen anderer Regionen des Landes oder gar der irakischen und türkischen Nachbarn zu halten, allerdings weiß niemand, ob dies so bleibt. Als die ersten Infektionsfälle in Syrien bekannt wurden, existierte nicht einmal eine einzige Testmöglichkeit in Nordostsyrien, da der einzige für die Testung nötige PCR-Block ausgerechnet im Krankenhaus von Serê Kaniyê zu finden war. Mit der Stadt war dieser im Oktober 2019 in die Hände der türkischen Besatzer gefallen. Erst als es mit Hilfe der Solidaritätsbewegung gelungen war, die entsprechenden Gerätschaften ins Land zu schmuggeln, bestand überhaupt die Möglichkeit, Personen mit entsprechenden Symptomen zu testen.

Die Leiterin des größten der Vertriebenencamps, Selwa Saleh, selbst Vertriebene aus Serê Kaniyê, hat ihr eigenes Zelt mitten unter den anderen Zelten von Washukanni errichtet. Sie hofft einen Massenausbruch von Corona im Camp verhindern zu können und legt viel Wert auf Aufklärung und Hygiene. Allein die 9.000 BewohnerInnen des Camps mit Seife zu versorgen, stellt allerdings eine große logistische Herausforderung dar.

Stolz ist die junge Frau, die vor der Besetzung ihrer Heimatstadt bereits in der Stadtverwaltung von Serê Kaniyê aktiv war, dass ihre Leute nicht nur passive EmpfängerInnen von Hilfe sind, sondern das Geschehen im Camp selbst aktiv mitbestimmen. Bei meinem letzten Besuch vor dem Lockdown im Februar 2020 erklärte sie: »Wir haben das Kommunen- und Rätesystem hier beibehalten und versuchen, damit unsere demokratische Selbstverwaltung weiterhin aufrecht zu erhalten. Je zwanzig Zelte bilden eine Kommune und mehrere Kommunen gemeinsam bilden dann wiederum eine weitere Einheit und so weiter. Das gesamte Camp wird also von den Vertriebenen selbst verwaltet.« Die Hoffnung auf eine demokratische Zukunft wird so auch unter den Vertriebenen am Leben gehalten.

Thomas Schmidinger ist Politikwissenschafter mit den Schwerpunkten Kurdistan, Jihadismus, Naher Osten und Internationale Politik.

Oh, wie absurd ist Kapitalistan

Einige Halbschlafskizzen von *Antonia Pilar-Becco* über die Fesseln der Infantilität im Wertschöpfungsfetischismus.

Enlightenment-Cosplay

Es träumte mir unlängst ein Film, der wie einer dieser dummen Superhelden-Kostümfilme begann, mit denen die großen Produktionsstudios seit einigen Jahre ihre Box-Office Vorgaben übererfüllen. Die Sache startete dementsprechend grellbunt, aber gehaltfrei – was sich dann aber umkehrte: Die Kostüme wurden schäbiger und die Kulissen wandelten sich von *Computer Generated Imagery* zu bemaltem Pappkarton, von dem die Farbe bröckelte. Gleichzeitig gewannen die Charaktere an Dimension: Ihre anfangs stupiden Phrasen wichen Reflexionen über die eigene Position – kein Durchbrechen der »vierten Wand« als billiger postmoderner Effekt, sondern Selbstbewusstsein *in statu nascendi*. Irgendwann wunderten sich die Figuren retrospektiv darüber, wie sie als hohle Marionetten hatten existieren können, vermochten aber nicht, den Umschlagpunkt zu identifizieren, an dem sie diesen Zustand verlassen hatten. Sie waren nur froh darüber, dass es so war, und anders als in Platons Höhlengleichnis blieb niemand in der Höhle zurück – dementsprechend musste auch niemand von denen, die nach ihrem Kontakt mit der Sonne »die Augen voller Strahlen« hatten (wie es in Schleiermachers Platon-Übersetzung heißt) wieder zurück in die Dunkelheit und riskieren, von den Zurückgebliebenen erschlagen zu werden.

Der Traum entblößt sich beim Erwachen als nichts anderes, als das Aufklärungsmärchen vom Ausgang aus der »selbstverschuldeten Unmündigkeit«, wie es so viele gibt – die interessantesten diejenigen, die ungewollt vom Scheitern dieses Unterfangens erzählen.

Emanzipation rückwärts

In Franco Zeffirrellis Film *»Fratello Sole, sorella Luna«* (Bruder Sonne, Schwester Mond) von 1972 – dem filmgewordenen Hippietraum von einem Christentum ohne Gewalt, Korruption und Mord im Büßergewand einer Interpretation der Biographie Franz von Assisis – wird ein ähnlicher Vorgang des Erwachens in einer wunderschön gefilmten Szene gezeigt: Der kriegstraumatisierte *Giovanni di Pietro di Bernardone*, Sohn eines betuchten – nun ja – Tuchhändlers, erwacht aus seinem Delirium und sieht einen Haussperling auf dem Balkon des Zimmers. Er folgt ihm – verzückt wie jemand, der noch nie etwas Bezaubernderes bei klarerem Verstand gesehen hat – über die Dächer Assisis und macht sich mit dieser Akrobatik zum Kuriosum für die Straßenöffentlichkeit. Als er im Anschluss aller materiellen Güter entsagt und Besitzlosigkeit predigt, wird er zum Außenseiter, zum Gespött, zum Feindbild. Die Moral ist klar: Francesco wendet sich vom irdischen Tand ab und sucht die Gotteserfahrung im Kontakt mit der *Natur als Schöpfung*.

Wie immer bei Filmen über historische Stoffe sagt das weniger über den Gegenstand aus, als über die Zeit, in der sie gedreht wurden. Aus dem entfalteten Kapitalismus des 20. Jahrhunderts heraus wird das *Erwachen* sowohl als Abkehr von den gesellschaftlichen Brutalitäten (Krieg, Machtkämpfe von Klerus und Adel) gedeutet, als auch von der aufkeimenden Verrechtlichung sozialer Beziehungen unterm Tauschgesetz, die zu jener Zeit noch nicht einmal als Handelskapitalismus qualifizierten. Der Ausweg bestand – dem Zeitgeist post-68 gemäß – in der Flucht ins Unmittelbare, in den Schoß unsichtbarer Mächte. Die Figur Franziskus wird aus den als korrupt und makelhaft empfundenen Verflechtungen menschlicher Herrschaftsformen herausdestilliert und göttlichen überstellt. Damit ist das Emanzipation im vorneuzeitlichen Verständnis: *E manu capere* (aus der Hand nehmen) meinte den symbolischen Vorgang, in dem die Kontrolle über einen unfreien Menschen übertragen wurde – die Gewalt über die Tochter ging vom Vater auf den Mann über, dessen Ehefrau sie wurde. Als Akt der Selbstbefreiung wurde Emanzipation erst im Zuge der Aufklärung in der sich entfaltenden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft verstanden.

Regression vorwärts

Kant war nicht nur richtungsweisender »Vertreter« der Aufklärungsbewegung, der ihr einen Weg bahnte, sondern auch ihr wichtigster Ideologe, der bei dieser Schneisenbildung Abhub produzierte, der an den Rand gedrängt oder entsorgt wurde. Das zeigt sehr gut die berühmt gewordene Formulierung von der »selbstverschuldeten Unmündigkeit«, aus der der Ausgang gefunden werden soll:

> »Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.«

Weniger geschraubt und näher an der Phrase formuliert: Jeder ist des eigenen Bewusstseins Schmied. Die Idee der Befreiung als Gattungswesen aus dem selbstverschuldeten Wirtschaftssystem wurde damit entsorgt. Kein Wunder, dass der Königsberger zum Posterboy des Liberalismus wurde – wenn man sich genügend anstrengt, klappt es auch mit der Emanzipation.

Die von der Aufklärung gepriesenen Versprechen der bürgerlichen Gesellschaft werden nicht eingelöst und die Nabelschnur der Religion lediglich durch die der Mehrwertproduktion ersetzt, die andere Abhängigkeiten erzeugt, diese aber unter simulierter Selbstbestimmung versteckt.

Primärer Narzissmus

Kapitalismus ist Infantilität in Permanenz, was ständig aus dem Bewusstsein gedrängt werden muss. Wie Säuglinge existieren Wirtschaftssubjekte als warenproduzierende Monaden in reiner Selbstbezüglichkeit, die durch den Warentausch nur scheinbar durchbrochen wird: »His majesty the baby« (Freud) hat zu viel mit den eigenen Trieb-Bedürfnissen zu tun, als sich um die Außenwelt zu scheren, und die – historisch erst jüngst entstandene, aber systematisch schon in den kapitalistischen Anfängen angelegte – Ich-AG damit, die eigene Ware (Zeug, Arbeitskraft) auf dem Markt als solche zu realisieren. Ungeachtet, ob es sich um Granaten oder Granatäpfel handelt.

Schon vor Simon Beckett hat Georg Büchner die Absurdität kapitalistischer Logik und was sie mit Menschen anstellt, in der ersten Szene von »Leonce und Lena« anschaulich gefasst:

> »Mein Herr, was wollen Sie von mir? Mich auf meinen Beruf vorbereiten? Ich habe alle Hände voll zu thun, ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und sechzig Mal hintereinander zu spucken. Haben Sie das noch nicht probirt?«

Heute ist es allerdings so, dass den einen die Sinnlosigkeit ihrer »Bullshitjobs« (Graeber) immer stärker (zumindest diffus) bewusst wird, während andere aus dem System der Lohnarbeit komplett rausfallen. Irgendwann kompensiert auch das schönste Unterhaltungsprogramm nicht mehr die Verschwendung von Lebenszeit beim Versuch, über unsinnige Verrenkungen wieder in den Arbeitsmarkt zu gelangen oder sich mittels absurder Tätigkeiten in ihm zu halten.

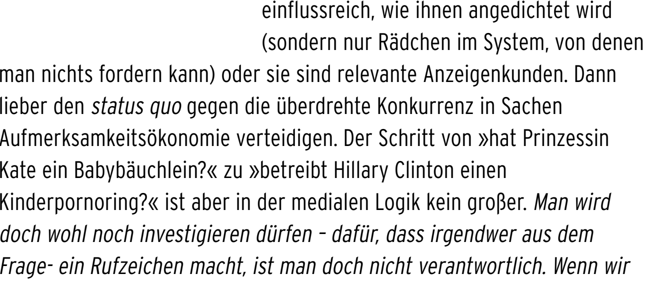


Bild: CC0 1.0 Universal (CC0 1.0) Public Domain

Wahnsystemische Aufstellung

Die scheinbare Rationalität des *Stahlkorsetts der Moderne* entpuppt sich aber nicht unmittelbar als der Wahnsinn, der sie immer schon war, sondern wird zur *Zwangsjacke*, in die sich die Menschen – wie in einer Fingerfalle – umso tiefer verstricken, je heftiger sie versuchen, ihr zu entrinnen. Was Aufwachraum sein könnte, bleibt Gummizelle.

Die gesellschaftliche *Praxis*, für die eigenen Handlungen nur bis zum nächsten Tauschakt die Verantwortung zu übernehmen, bzw. in dessen Zustandekommen die Rechtfertigung des eigenen Tuns zu sehen, bleibt unhinterfragt. Das ist das Verhalten von Kleinkindern, denen die Fähigkeit zur *Dezentrierung* fehlt und genau diese *kindische Ignoranz* verhindert jeden ernsthaften Versuch, den Kapitalismus tatsächlich abzuschaffen.

Die Verteidigung dieser destruktiven Lebensgrundlage geschieht arbeitsteilig: Für das *»Normalbewusstsein«* ist sie eine Naturnotwendigkeit, auf die man genausoviel Einfluss hat, wie auf die Schwerkraft – der *»lunatic fringe«* verharmlost die letztlich banale Realität der Mehrwertproduktion, indem sie diese zum Produkt sinistrer Verschwörungen erklärt.

Der XXX-tremismus der Mitte

Zweifellos sind zigtausende Wirrköpfe besorgniserregend, wenn sie geballt auftreten (etwa auf »Hygienedemos«) und die digitalen Plattformen mit (meist antisemitischem) Verschwörungsirrsinn fluten. Gefährlicher (weil wirkmächtiger) ist aber der Extremismus der Mitte, das *business as usual*, der Wahnsinn der Normalität, der seine Pathologie zum Behandlungsleitfaden erhoben hat. Das politische Programm der »Mitte« besteht allein darin, das Eiapopeia vom schützenden Schirm des Zentrums zu singen. Faschismus und Antifaschismus seien zwei Seiten derselben Münze, die man nicht im Portemonnaie haben möchte. Da dieser *bad penny* aber immer zurückkommt, muss die bürgerliche Mitte wehrhaft »gegen alle Formen des Extremismus« vorgehen, egal – Achtung, jetzt kommt der Refrain – »ob von Rechts oder von Links«. Im kuscheligen Kern der Wirtschaftskompetenz regieren schließlich Vernunft und Hausverstand in trauter Koalition mit Handschlagqualität. Beispielsweise so:

- »Gesundheitssysteme«, die Anreize schaffen, Krankheiten nicht nur zu behandeln, sondern auch zu erzeugen: Es ist lukrativer, Menschen auf Basis von maßgeblich durch Pharmafirmen festgelegten Grenzwerten mit Medikamenten abzufüllen, sie durch Spitalsbetten zu schleusen (Fallpauschalen) und selbst ohne ausreichende medizinische Indikation zu operieren (um die vorgeschrieben Quoten zu erfüllen und teuer angeschaffte Gerätschaften zu amortisieren), als auf die tatsächlichen Bedürfnisse einzugehen. Dafür ist meist auch gar keine Zeit.
- Agrarindustrien, die Existenzgrundlagen zerstören, um konkurrenzfähig zu sein, bei Preisverfall für die Müllkippe produzieren (»Hunger ist kein Grund für Produktion«, wie Max Horkheimer treffend bemerkte) und nebenbei durch die in den Tierfabriken eingesetzten Antibiotika für Resistenzen bei Bakterien sorgen, die für Menschen gefährlich sind und – zusammen mit den eingesetzten Pestiziden – eine globale Gesundheitsbedrohung darstellen.
- Firmen, die samt ihrer Produkte in den Orkus der Geschichte gehörten, um deren Fortbestand man aber zittern muss – einzig, weil die Existenzen von Menschen daran gekettet sind.

Dagegen nehmen sich die Paralleluniversen der Wahnwichtel mit ihren Reptiloiden durchdacht wie ein Schachrätsel aus. Auch ihr paranoides Misstrauen gegenüber philanthropischen Milliardären ist nicht ganz ungebracht und zwingt diese zumindest zur Rechtfertigung. Natürlich hat Bill Gates das Coronavirus nicht in die Welt gesetzt (dafür aber das Computervirus »Windows«), sein Plan, Malaria mittels genetisch veränderter Stechmücken zu beseitigen, erinnert aber frappant an Versprechen, den Welthunger durch genverändertes Saatgut zu stillen. Wer ist verantwortlich, wenn das genauso zum Bumerang wird, wie die großflächigen Versuche mit Dichlordiphenyltrichlorethan (DDT) in den vergangenen Jahrzehnten?

Dass Medien die bizarren Verschwörungsphantasien überproportional thematisieren, dürfte mehrere Gründe haben: Neben persönlicher Faszination und dem – heute über Klickzahlen in Echtzeit messbaren – Sensationswert erfüllen Schau- und Angstlust noch die ideologische Funktion von Selbstvergewisserung und Normalitätsherstellung in Abgrenzung zu den *»Realitätsverweigerern«*.

Medien bekommen in den gspinnerten Meinungen, Behauptungen und Anklagen von QAnon & Co. auch ihre eigene Rolle als »4. Gewalt« in verstümmelter Form gespiegelt: *Die Mächtigen zur Verantwortung zu ziehen.* Entweder sind diese aber gar nicht so einflussreich, wie ihnen angedichtet wird (sondern nur Rädchen im System, von denen man nichts fordern kann) oder sie sind relevante Anzeigenkunden. Dann lieber den *status quo* gegen die überdrehte Konkurrenz in Sachen Aufmerksamkeitsökonomie verteidigen. Der Schritt von »hat Prinzessin Kate ein Babybäuchlein?« zu »betreibt Hillary Clinton einen Kinderpornoring?« ist aber in der medialen Logik kein großer. *Man wird doch wohl noch investigieren dürfen – dafür, dass irgendwer aus dem Frage- ein Rufzeichen macht, ist man doch nicht verantwortlich. Wenn wir es nicht schreiben, bringt es die Konkurrenz.*

Coda: We don't need another hero!

Ein *utopischer, aber notwendiger* Ausweg aus der Malaise bestünde darin, *profitorientierte Produktion* durch *bedürfnisorientierte* zu ersetzen. Das würde bedeuten, Verantwortung zu übernehmen und für ein Ende der Ausbeutung Sorge zu tragen. Weil immer offensichtlicher wird, wie irrsinnig und unmenschlich das System ist und wie tief es auf allen Ebenen implementiert ist, scheint Heroismus der Ausweg: Irgendjemand wendet mittels immenser Kraftanstrengung auf einen Schlag alles zum Guten. Bill & Melinda besiegten alle Krankheiten *und alle lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.*

Weil die Gesellschaft nicht sinnvoll eingerichtet ist und keinen Traum von sich selber träumen kann, hinter dem nicht der Albtraum lauert, verscheuchen Allmachtsphantasien die Erinnerung daran, dass bei den Superheldenschinken nicht wir die Requisiten herumschieben, sondern sie uns.

Antonia Pilar-Becco praktiziert Kunst und Philosophie, hat aber auch was Anständiges gelernt.

Milch, billiger als Wasser

Der irrationale Charakter der auf Profitmaximierung ausgerichteten kapitalistischen Produktionsweise zeigt sich besonders zynisch da, wo es direkt ums Leben und Überleben geht: in der Nahrungsmittelproduktion. Ein Überblick von *Klaus Blees* und *Ingrid Röder*.

Exemplarisch dafür steht unter anderem die Produktion von Fleisch. In Österreich beträgt der menschliche Verzehr von Fleisch pro Kopf rund 64 Kilogramm im Jahr, in Deutschland sind es 59,5 Kilogramm. War Fleisch einst ein Luxusgut, das sich ärmere Menschen nur sonntags leisten konnten, so ist es heute Massenprodukt und Synonym für einen hohen Lebensstandard.

Aber wurde die Ernährungsqualität der Bevölkerung wirklich verbessert? In jüngster Zeit hat die industrielle Fleischproduktion deutlicher als bisher ihre Kehrseite gezeigt, insbesondere im Falle der rapiden Ausbreitung von Covid-19-Infektionen bei Arbeitern in Schlachtbetrieben, wobei Tönnies, der größte deutsche Fleischkonzern, nur die Spitze des Eisbergs markierte. Dass dort in prekären Arbeitsverhältnissen stehende »Leiharbeiter« auf engstem Raum zusammen arbeiten und wohnen, ist zwar nicht neu, wurde aber erst in dieser Situation skandalisiert – auch wenn die Verbreitung des Virus, wie sich herausstellte, nicht primär durch die beengten Verhältnisse, sondern durch die Kühlsysteme bedingt war.

Billigfleisch und resistente Keime

Doch ein Blick hinter die Kulissen der Massenproduktion von Fleisch offenbarte schon lange eine bedrohliche Entwicklung, die im Widerspruch zur Verbesserung der Lebensbedingungen in den Industrieländern steht.

Dazu braucht man nicht erst auf die zahlreichen ernährungsbedingten Krankheiten einzugehen. Man schaue sich die tödlichen Folgen der nicht nur, aber auch infolge der Massentierhaltung sich verbreitenden Antibiotikaresistenzen von Bakterien an: In Deutschland sterben jährlich etwa 15.000 Menschen und in Österreich ca. 5.000 an Krankenhausinfektionen, was oft daraus resultiert, dass Antibiotika nicht mehr wirken.

Einer der Faktoren, die zu derart verhängnisvollen Folgen führen, ist in genau der Massenproduktion von Fleisch gegeben, die dieses Nahrungsmittel so billig und damit quasi allen jederzeit zugänglich macht. Denn wenn die Tiere in großer Zahl auf engem Raum gehalten werden, führt dies unter anderem zu bakteriellen Infektionen, die sich unter diesen Bedingungen schnell ausbreiten. Damit die Tiere dennoch »gesund« bleiben, müssen große Mengen Antibiotika gegeben werden. Dies fördert die Entwicklung resistenter Keime, die unter anderem über die Nahrungskette auch zu menschlichen Konsumenten gelangen. Massenproduktion von Fleisch ist nur unter Verzicht auf artgerechte Tierhaltung und unter massiven Qualen für die Tiere zu haben. Was vordergründig als Verbesserung erscheint, zeigt seine verhängnisvollen, oft tödlichen Konsequenzen dann aber vor allem für die von solchen Infektionen betroffenen Menschen.

Billiges Fleisch wird am Ende teuer bezahlt.

Milch billiger als Wasser

Aber nicht nur die Fleischproduktion zeitigt derartige Absurditäten. Die Milch im Supermarkt ist häufig billiger als das Wasser, das man im benachbarten Regal erwerben kann. Denn die »Gemeinsame Agrarpolitik der EU« (GAP) fördert eine Überproduktion von Milch. Dies zwingt die Bauern, ihre Milch unter den Herstellungskosten zu verkaufen – für die Molkereien und Supermärkte ein Vorteil. Es grenzt an Satire, wie diese Niedrigpreise zustande kommen: Die Bauern liefern die Milch bei den Molkereien ab, erfahren von diesen aber erst Wochen später, was sie für den Liter Milch bekommen.

Noch eine Realsatire: Kaufen Bauern patentiertes Saatgut, so dürfen sie nach der Ernte das für die neue Aussaat zurückbehaltene Saatgut nicht einfach ausbringen und für die Weiterzucht verwenden. Sie müssen vielmehr für ihr **eigenes** Saatgut an die Züchter – meist große Agrarkonzerne – Nachbaugebühren zahlen.

»Wachse oder weiche« – dieses Credo klingt alternativlos. Die Höfe sollen wachsen, um überleben zu können. Immer mehr Höfe werden durch Preisdumping zum Aufgeben gezwungen. Die Bauern befinden sich damit in einer ähnlichen Lage wie vom Lohndumping betroffene Arbeiter.

Nicht nur für die Bauern in der EU ist diese Agrarpolitik eine Katastrophe, sondern auch und ganz besonders für die Bauern im globalen Süden. »Deutsche Kühe weiden in Paraguay und scheißen auf die Bauern im Senegal« – so hat die Aktion 3.Welt Saar die Situation in einem Meme zusammengefasst. Die Langversion: In Paraguay in Monokulturen unter massivem Pestizideinsatz billig angebautes Soja wird in Deutschland an Milchkühe verfüttert. Um diesen Anbau zu ermöglichen und Paraguay zum viertgrößten Sojaexporteur weltweit zu machen, sind zuvor Bauern gewaltsam von ihrem Land vertrieben worden. Diese in der EU »billig« produzierten Milchüberschüsse werden zu Milchpulver und Kondensmilch verarbeitet und exportiert, zum Beispiel in den Senegal. Die Bauern dort können damit nicht konkurrieren und müssen ihre Höfe aufgeben. So schließt sich der Teufelskreis des Neoliberalismus.



Proteste von Milchbauern in Brüssel gegen die EU Agrarpolitik. Das Projekt »A faire Milch« musste die IG-Milch Ende Juli 2020 nach 14 Jahren einstellen.

Es geht auch anders

Als Gegenbewegungen zum am »Wachse oder weiche«-Dogma und am Export orientierten Österreichischen Bauernbund und Deutschen Bauernverband haben sich Milchviehhalter in Österreich zur IG-Milch und in Deutschland zum Bundesverband Deutscher Milchviehhalter (BDM) zusammen geschlossen. Grenzüberschreitend haben sie mit ähnlichen Organisationen anderer europäischer Länder das European Milk Board (EMB) gebildet. Sie fordern von der EU zum Beispiel Instrumente für eine Milchmengensteuerung, um Überschüsse zu vermeiden und damit Bauern einen fairen Preis zu garantieren. Das ist vergleichbar mit den Kämpfen von Gewerkschaften um höhere Löhne und eine bessere Vermarktung der Ware Arbeitskraft. Im Projekt »ERNA goes fair« – das Kürzel steht für »ERnährungssicherheit und NAchhaltigkeit« – bringt die Aktion 3.Welt Saar dann auch Milchbauern, Gewerkschaften und Naturschützer zusammen – Gruppen, die in der Vergangenheit wenig miteinander zu tun hatten und zwischen denen es auch Interessenskollisionen gibt.

60 % der Sojaimporte in Deutschland könnten durch vor Ort angebaute Futtererbsen und Ackerbohnen ersetzt werden, bei Reduzierung des Fleischkonsums noch mehr. Land und Saatgut sowie dessen Züchtung gehören in Bauernhand oder in öffentliches Eigentum (Commons) und nicht in die Hand von Banken und Chemiekonzernen. Wenn durch die Änderung der Besitzverhältnisse der Gewinndruck fällt, wird eher auf Ertragssicherheit sowie auf größere Vielfalt gezüchtet und nicht auf den für Konzerne profitablen Hochertrag.
Auch die Nachbaugebühren, mit denen Bauern finanziell geknechtet werden, entfallen dann.

Global betrachtet zeigt sich die Absurdidät kapitalistischer Nahrungsmittelproduktion vor allem in dem Umstand, dass Menschen hungern und an Hunger sterben – in ländlichen Regionen und in Ländern, die landwirtschaftliche Produkte exportieren! Es gibt genug Nahrungsmittel für alle. Alleine mit den in der EU und in Nordamerika weggeworfenen Lebensmitteln könnten alle Hungernden dreimal satt werden. Es ist eine Frage der Verteilung und nicht einer vermeintlichen »Überbevölkerung«. Der malthusianische Mythos der »Überbevölkerung« als Ursache von Elend wurde schon von Karl Marx scharf kritisiert, feiert aber immer wieder Auferstehung und wird in großen Teilen der Ökoszene, bis hinein in die Linke, unhinterfragt übernommen. Ebenso zeigen die vorhandenen Nahrungsmittelressourcen, dass keine Gentechnik nötig ist, um alle Menschen satt zu bekommen.

Gentechnik ist nicht nur überflüssig, sie verschlimmert die Situation. In Indien glaubten Bauern an die Versprechen der sogenannten »Grünen Revolution«, bauten Gen-Baumwolle an und kauften teuren synthetischen Dünger. Die Folgen: Verschuldung und schlechte Ernten. Laut der indischen Ökologin Vandana Shiva trieb dies 250 000 Bauern in den Suizid. Das gleiche miese Spiel wird heute in afrikanischen Ländern fortgesetzt, unter deutscher Beteiligung finanziert von der »Allianz für eine Grüne Revolution in Afrika«. Die zu beobachtenden katastrophalen Folgen sind ähnlich.

Widerstandsbewegungen haben sich auch auf globaler Ebene und insbesondere im Süden entwickelt. Wichtigste Akteurin ist die internationale Landlosen- und Kleinbauernbewegung »La Via Campesina«, die sich dem Neoliberalismus und der Macht der Agrarkonzerne entgegenstellt und unter anderem Widerstand gegen die diversen Freihandelsabkommen organisiert. Diese Bewegung hat das Leitbild der »Ernährungssouveränität« geprägt. Der Begriff beschreibt das gemeinsame Aushandeln dessen, was in einer Gesellschaft produziert und verarbeitet wird, mit welchem Saatgut und wer dies wie macht. Die Aktionsformen sind vielfältig und reichen vom Aufbau kollektiver Saatgutbanken bis zu Landbesetzungen.

Fluchtursache Hunger

Verarmung und Hunger zwingen Menschen, ihre Herkunftsländer zu verlassen und gehören somit zu den Hauptfluchtursachen. Besonders zynisch ist es, diese Menschen als »Wirtschaftsflüchtlinge« zu diffamieren, erst recht, wenn man die oben genannten Gründe für die Verelendung kennt. Damit zeigt sich, wie verschiedene Politikfelder untrennbar zusammen hängen: Agrarpolitik und Flüchtlingspolitik sind zwei Seiten derselben Medaille. Der Kampf für eine andere, gerechte globale Agrarpolitik ist zugleich ein Kampf gegen Fluchtursachen.

Eine bessere Welt ist nicht käuflich

Der Faire Handel verspricht, die Welt durch Konsum sozial gerechter zu machen und hat jährlich ein zweistelliges Wachstum. Doch im Rausch der Wachstumskurven geraten zumeist die politischen Grundlagen aus dem Blick. Kann man eine bessere Welt wirklich kaufen, kann es einen fairen Kapitalismus geben? Genau das unterstellt der Faire Handel: Die Welt werde besser, die Wirtschafts- und Handelsbeziehungen würden ein Stückchen gerechter, wenn viele kleine Menschen viele kleine und ‚gerechte' Käufe tun.

Es stimmt, das Leben einiger Menschen kann durch den Fairen Handel verbessert werden, was schon sehr viel ist. Dies greift aber angesichts der globalen Überlebenskrisen zu kurz. Daher wäre es an der Zeit, dass sich der Faire Handel an seine Ursprünge der Kritik an den Strukturen des Welthandels erinnert und diese weiterführt zur Kritik des Kapitalismus, dessen zerstörerische Dynamik ‚das Ganze' bedroht.

Konterkariert wird diese Notwendigkeit durch Organisationen wie TransFair, die Produkte mit ihrem Siegel zertifizieren, die nicht den strengen Kriterien des Fairen Handels entsprechen und dann von Konzernen wie LIDL und Starbucks angeboten werden, während dieselben Firmen Gewerkschafts- und Mitarbeiterrechte mit Füßen treten. Das ist Fair-Washing, gut für deren Image und für die Einnahmen von TransFair – schlecht für die Beschäftigten.

Weiterführende Informationen:

https://a3wsaar.de/themen/agrar-ernaehrung
https://www.ig-milch.at/
https://www.bdm-verband.de/
http://www.europeanmilkboard.org/de

Klaus Blees und Ingrid Röder sind Mitarbeiter der Aktion 3.Welt Saar e.V., die bundesweit arbeitet. Sie ist Teil des deutschlandweiten Bündnisses »Meine Landwirtschaft«. Man kann sie einladen zu Podiumsdiskussionen.

»Ich bin keine Jüdin.« Ja eh.

Ende Juni wurde mit einem Festakt der Baubeginn der Shoah-Namensmauern Gedenkstätte Wien zelebriert. *Alexander Pankratz* nimmt dies zum Anlass einer kritischen Analyse des heutigen Umgangs mit der Shoah in Österreich.

Am Montag, den 22. Juni 2020 um 10 Uhr vormittags, strahlt der ORF den Festakt zum Baubeginn der Shoah-Namensmauer in Wien aus. Gleich nach der ersten Anmoderation tritt die Bundesministerin für EU und Verfassung im Bundeskanzleramt, Karoline Edtstadler, ans Rednerpult. Frau Edtstadler stellt zuallererst klar, dass sie keine Jüdin und in Zeiten des Friedens und Wohlstands aufgewachsen ist. So weit, so weit. Jetzt wird es Zeit für die Art von Universalismus, die uns schon seit jeher groß gemacht hat: Edtstadler behauptet, dass sie »dennoch« weiß, wie es ist, einen geliebten Menschen zu verlieren, weil in ihrer Kindheit ihr Großvater durch einen Verkehrsunfall, nach Tagen auf der Intensivstation, verstorben ist. Sehr konsequent, denn so gibt sie nicht nur zu, zu wissen, was es heißt, keine Jüdin zu sein, sondern stellt ihr Wissen auch unter Beweis. Dieser Gipfel der Geschmacklosig-keit ist aber nur die Spitze des Eisbergs. Die Bundesministerin erzählt davon, wie ihre Mutter versuchte, sie zu trösten: *»Solange du an ihn denkst, solange du über ihn sprichst, solange du seinen Namen nennst, wird er weiterleben.«*

Sebastian Kurz, Regierungschef der türkis-grünen Koalition, ist leider verhindert und fühlt sich nicht wohl, und gerade in Zeiten wie diesen sollte man sich keinem Risiko aussetzen. Sehr vorbildlich. Es sollen aber alle versichert sein, dass es ihm ein Herzensanliegen ist, dass dieses Projekt nun zur Umsetzung kommt.
Die *Kronen Zeitung* nennt ihre Aufzeichnung der Veranstaltung nichtsdestotrotz »Baubeginn der Shoah-Namensmauer mit Bundeskanzler Sebastian Kurz«.[1]
»64.259 Namen werden in Stein gemeißelt werden. Unauslöschlich für uns und für die Generationen nach uns. Der Name eines Menschen ist untrennbar mit seiner Person verbunden. An der Shoah-Namensmauer werden wir diesen ermordeten österreichischen Jüdinnen und Juden ein Stück ihrer Personalität, ein Stück Identität und auch ein Stück Würde zurückgeben.«

Das wirft einige Fragen auf: Sind die ermordeten Juden nun unauslöschlich dazu verdammt, ausschließlich in der Erinnerung des Tätervolkes weiterzuleben? Oder ist es doch gut, dass sie bei uns bleiben müssen – wie es bei Opa war? Sie wurden getötet, nun leben sie ewig. Eine Geschichte, so alt wie die Zeit, und ganz und gar nicht exklusiv mitteleuropäisch. Ist das Wüstenvolk in dieser versöhnlichen Geschichtsinterpretation vielleicht gar nicht wegen, sondern für unsere Sünden gestorben? Mussten wir sie verbrennen, um zu lernen, dass man keine Menschen verbrennen soll? War ihr Tod quasi unsere Herdplatte? Sind die Toten bald in unserem Stein gebannt, wie Jesus im Herrgottswinkel? Ist jedes Opfer der Shoah hier im Herzen des christlichen Europas nicht auch irgendwie unser persönlicher Jesus? Reach out and touch faith. Unterstelle ich hier etwas Ungeheuerliches, nur weil ich es selbst denke? Wie kann eine solche Verwertungslogik auf unvergleichbares Leid angewandt werden? Auf diese schweren Fragen drängen sich beunruhigend leichte Antworten auf.

Seit Menschengebeten erklärt man sich das Unerklärte mit Religion. Wie es zur Shoah kam, ist sehr gut erklärbar, doch Erklärbarkeit ist zu wenig. Man will alles begreifen und einordnen können. In der jüdischen Holocaust-Theologie wird die Shoah auf Arten gedeutet, die den Nachkommen der Ermordeten einen Umgang versprechen. Aber es macht einen Unterschied, ob die mitteleuropäische Mehrheitsgesellschaft diese in ihren Kanon aufnimmt, oder ob sie von den tatsächlich Betroffenen benutzt werden, um nach vorne schauen zu können.

Einige christliche Holocaust-Theologen sehen die Shoah als Beweis für die Einheit der Kinder Gottes, also als willkommene Gelegenheit, den Juden das Auserwähltsein abzusprechen. Manche christliche Gläubige berufen sich auf orthodox-jüdische Deutungen, die den Holocaust als »notwendig« oder als Strafe erachten.
Schon dass die Deutungshoheit der tatsächlich Betroffenen dieser Behauptung erst Legitimation gibt, legt dar, warum sich Nicht-Juden niemals darauf berufen sollten.
Die meisten Theologen sind zwar sehr vorsichtig mit der Zuschreibung eines Sinnes, aber wo ein Gott, da ein Plan. So werden die Opfer in vielen Fällen zur Opfergabe gemacht. Im schlimmsten Fall, weil es so kommen musste. Als Brandopfer, Gottesstrafe, Märtyrer. Im »besten« Fall als Beispiel für die Unergründlichkeit Gottes.
Es darf auch nicht vergessen werden, dass das Framework Europa mit Religionen seit jeher in Wechselwirkung steht. Während die Katholiken mit dem Klein- und Dreckigmachen ihrer Gläubigen eine Gesellschaft herangezüchtet haben, die sich gerne groß und sauber fühlen würde, züchteten die Protestanten eine Gesellschaft heran, in der der Fremde, der Andere und vor allem der nicht-konventionell-Arbeitende zu kleinem oder zu großem Dreck erklärt wurde.
Der evangelische Antisemitismus ist so alt wie Luther. Der europäische Antisemitismus mindestens so alt wie die Pogrome, die Juden in die Geldeintreiberei scheuchten und zu willkommenen Sündenböcken für die endlichen Profiteure machten. Die Unterschiede zwischen sich selbst und dem Anderen erklärte man sich mit dessen Teufelhaftigkeit. So war der Andere in vielen Fällen an Pogromen selbst schuld, oder konnte halt nichts dafür – aber mit uns gut zusammenleben eben auch nicht.
In unserer aufgeklärten Zeit funktionieren dieselben Coping-Mechanismen mittlerweile etwas anders. Der Glaube an die gerechte Willkür Gottes wurde vom Glauben an die gerechte Willkür des Marktes abgelöst. So hat, zumindest für jemanden, der diese Ordnung bewahren will, also für einen Konservativen, alles, was nach Benachteiligung aussieht, doch irgendwie einen Grund. Aber das System an sich kann nicht der Grund sein, weil in dem lebt ja jeder sowieso. Also müssen alle selber schuld sein:
Die Linken werden nur gemaßregelt, weil sie sich aufführen und nicht arrangieren.
Dass mehr Schwarze gefilzt werden, ist zwar bedauerlich, aber auch verständlich, weil Schwarze oft Migranten sind, und Migranten sind oft kriminell und die Polizei kann ja nicht riskieren, unbescholtene Bürger zu belästigen.
Ja gut, sie sind kriminell, weil sie ärmer sind, aber so wie jeder andere Bürger müssen sie die Vorurteile widerlegen und sich durchsetzen im freien Markt und durchringen zu ehrlicher Arbeit.

Ansichten, die man von normalen Menschen hört, wenn man auf die Existenz von systemischem Rassismus aufmerksam macht. Der Glaube an die Verhältnisse wird erbittert gegen die Kenntnisnahme ihrer Ungerechtigkeit verteidigt. Wenn man dieser Doktrin zu ihrer Konsequenz folgt, wird klar, dass da auch die Juden keine Ausnahme bilden dürfen: *Man kann zwar so nicht sagen, dass sie an der Shoah selber schuld wären…*Aber man kann zumindest schauen, dass man selber etwas davon hat, an der Shoah beteiligt gewesen zu sein. Selbst aus diesem heißen Eisen muss man schließlich das eigene Glück schmieden. Auch in der Zukunft will Mitteleuropa in einer noch-nie-dagewesenen Vergangenheit leben und hat deshalb keine Zeit für die Schuld aus der dagewesenen. Für die medienwirksame Wiedergutmachung schon, weil nur mit der alles wieder gut wird. Für einen Konservativen oder einen Wirtschaftsliberalen ist jeder Fehler der Vergangenheit nur ein Bug-Report für das neue Europa 3.0. Scheitern als Chance.

Wenn eine Vertreterin der Regierung tatsächlich behauptet, Opfern der Shoah auch nur ein Stück von etwas zurückgeben zu können, wird damit die Mauer zu einem Monument unserer Allmacht umgedeutet. The Lord giveth and the Lord taketh away. Wenn wir die Gräuel mit dieser Mauer tatsächlich wiedergutmachen könnten, wäre die Mauer dann nicht nur eine Mahnung an die Nachkommen der Opfer, uns die Nachkommen der Täter nicht wieder zu verärgern?
Karoline Edtstadler beantwortet diese letzte Frage mit einem entschiedenen »nicht nur«. Sie versichert auch, dass die Demokratie unter der Mitte der Gesellschaft alles in ihren Möglichkeiten feststehende tun werde, um Antisemitismus und dann sofort Extremismus, egal welcher Art, zu stoppen. Das heißt, dass das Mahnmal doch auch die Nachkommen der Täter anhält, sich nicht zu verärgern. Also weder durch allzu starke Andersartigkeit, Linksradikalität, noch durch salonunfähigen Antisemitismus. Die Partei arbeitet kräftig an Verärgerungsverhinderung mit. Auf der Website der neuen ÖVP ist zu lesen: *»Die Sicherheit in unserem Land hat für uns oberste Priorität. Deshalb müssen extremistische sowie staatsfeindliche Tendenzen und Strömungen von Anfang an und von der Wurzel her bekämpft werden – ganz gleich, ob politischer Islam, Rechtsextremismus wie die Organisation der Identitären oder Linksextremismus.«*[2]

Für Rechtsextremismus braucht man ein konkretes Beispiel, damit niemand unschuldig zum Handkuss kommt – wir sind schließlich in einer Demokratie. Auch für den Islamismus können Beispiele und Bekämpfungsstrategien gefunden und benannt werden. Für Linksextremismus nicht. Aber braucht man wirklich so handfeste Gründe, um Linksextremismus zu bekämpfen? Braucht man Strategien, wenn die österreichische Polizei bereits mit ihrer Gesinnung ein wichtiges politisches Korrektiv zur Antifa bildet? Ein Dissens, der schon lange auf Biegen und Brechen fortbesteht und zeigt, wie frei unsere Republik wirklich ist. Wir sind schließlich eine Demokratie – und das bedeutet, dass die Mehrheit bestimmt, wo es langgeht. Und die Mehrheit will dort lang, wo sie schon immer lang wollte, sicher nicht nach links. Das sagen alle.
Schon als Reaktion auf das Massaker von Christchurch hatte Sebastian Kurz von der Einrichtung einer Extremismusstelle gesprochen. Zuerst erwähnte der Regierungschef der damals noch bestehenden türkis-blauen Koalition wie immer die Extremismusformen, die bei uns tatsächlich für Tote gesorgt haben. Das sind zufälligerweise Rechtsextremismus und islamischer Fundamentalismus. Zwei Ideologien, die sich nur in einem rigiden Geschlechterverständnis, Antisemitismus, Homophobie, Reproduktionsfetischismus, Todeskult, Ideal einer »richtigen« Familie, Hypertraditionalismus, dem Glauben an Befehlsketten, die den Menschen zum übermenschlichen Ideal seiner Bestimmung führen, einem Bemühen um Omnipotenz und einer Dehumanisierung aufgrund davon, wie Menschen zur Welt kommen, sowie noch wenigen anderen Punkten überschneiden. Warum sollte also Linksextremismus nicht genauso gefährlich sein?

Dass die Türkisen sich hier zu einem internationalen Trend bekennen, bei dem Antifaschismus mit Faschismus gleichgesetzt wird, halte ich für unwahrscheinlich. Wenn der Glaube lebt, braucht er kein Bekenntnis. Staatsgewalt und Zivilgesellschaft bilden zusammen den Rechtsstaat, der für sich selbst einsteht, also das Hier und Jetzt und etwas rückwärts, weil wir immer noch wir sind.
Die Conclusio, die man als militanter Zivilist ziehen soll, ist somit klar wie Grießnockerlsuppe: Wir als Herzeuropäer müssen Verantwortung für die dunkelsten Kapitel unserer Geschichte übernehmen und dafür die Werte, die uns »wirklich definieren«, umso überzeugter auf dem Wimpel tragen. Dadurch gelingt eine Rechnung, nach der das Elend der Shoah zwar mit einer großen Geste aufzuwiegen ist, sprich doch als irgendwie quantifizierbar wahrgenommen wird, mit deren Hilfe aber, sobald man auf die Schädlichkeit aktueller politischer Praxen und wirtschaftlicher Arrangements Mitteleuropas hinweist, gerade die Unvergleichbarkeit benutzt werden kann, damit die Vergangenheit den Vergleich mit jedem Elend der Gegenwart gewinnt.
So ist es auch nicht überraschend, dass sich Edtstadler entschuldigt – für den Teil ihres Vortrages, bei dem es eine Chance gibt, dass doch Einige verstehen, warum er geschmacklos ist. Am 25. Juni twittert sie: *»Ich nehme Kritik sehr ernst und bedaure, dass meine Worte missverständlich waren. Darüber habe ich auch mit Präsident @DeutschOskar gesprochen. Es war niemals meine Intention, einen Vergleich zu ziehen. Nichts ist mit der Shoah vergleichbar. (1/2)«* Und: *»Es geht um das Erinnern. Deshalb ist es so wichtig, dass wir die Namen der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus mit den Namensmauern sichtbar machen.*

Bild: Wehofer Architekten ZT GmbH

Visualisierung der Shoah-Namensmauern Gedenkstätte Wien auf der Website des österreichischen Nationalfonds

Um ihnen zumindest ihre geraubte Identität zurückzugeben. (2/2)« Dass zumindest die demokratisch abgesegneten Vertreter des Mainstreams die Singularität der Shoah akzeptieren, ist überfällig, und gerade in Österreich leider ein Fortschritt. Dass dieselben erzählen, so etwas wie »Identität zurückgeben« zu können, ist der Status Quo.
Wenn die Singularität der Shoah anerkannt wird, aber ignoriert wird, dass die Mitte der Gesellschaft durchaus beteiligt und die Normalität durchaus notwendig war, wird *Never Again* von der Forderung nach *Niemalswieder* zu einem Unglauben, dass *Jemalswieder*. Antisemitismus wird vonseiten unserer Regierung ausschließlich als Problem politischer Extremisten festgemacht. Der Durchschnittsösterreicher und fast der ganze Volkslaib werden endlich freigesprochen, weil ohne die Scherzerl am Rand ja eh jede Schnitte gleich aussieht. Die Ideen, dass doch wieder etwas passieren könnte, oder Gott bewahre, dass man Europa jetzt kritisieren dürfe, sind vielleicht bald – gemeinsam mit auffälligem, expliziten Antisemitismus (wir erinnern uns: ab den Identitären fängt es an) – Fälle für die Extremismusstelle.
Die Kurz-Regierung übernimmt die Verantwortung für die Vergangenheit Österreichs nicht, sie kapert sie. Das Mahnmal wird, durch Edtstadlers Rede, wenn nicht als »Geschenk« der Kurz-Regierung, als »Gefälligkeit« dargestellt. Es ist allerdings ein gesellschaftlicher Fortschritt, dass man einem Juden mittlerweile öffentlich einen Gefallen tun darf.
Für die restliche Veranstaltung überlässt man das Framing größtenteils Leuten, die mehr mit diesem Projekt zu tun haben, als es nur zuzulassen oder zu *bankrollen*. Hannah Lessing, Generalsekretärin des Nationalfonds für Opfer des Nationalsozialismus spricht am Anfang der Veranstaltung, direkt vor Edtstadler, über die Erfahrung, die verstorbenen Lieben nicht an Gräbern besuchen zu können, deren Steine die Namen behüten. Sie sagt, dass sich zwischen den Grafittafeln der Shoah-Namensmauer ein Raum der Begegnung eröffnen wird.
Lessing äußert Wünsche, die sich sehr »ähnlich« anhören wie die Wunscherfüllungen, von denen Edtstadler behauptet, dass »wir« sie verwirklichen werden. Mir geht es nicht darum, wen Edtstadler mit diesem »wir« gemeint hat, sondern darum, dass es so wirkt, als hätte sie die Regierung gemeint. Wenn jemand versucht, mit seiner Vergangenheit umzugehen, will er in die Zukunft schauen. Wenn jemand glaubt, mit der Vergangenheit eines anderen umgehen zu können, leugnet er diese. Das eine ist der Umgang einer Person mit persönlichen Traumata, eine Erwartung an ein Projekt, an dem sie maßgeblich beteiligt war, und ein Wunsch an eine Gesellschaft und an die Zukunft. Das andere ist bestenfalls eine Allmachtsfantasie.

Die Sprecher bei dieser Veranstaltung, die nicht von der ÖVP waren, ließen in ihren Reden erahnen, was unternommen werden musste und was für ein Schritt nach vorne die Errichtung auch für die konkreten Lebensrealitäten von Juden in Österreich tatsächlich ist. So ändern die Profilierungsversuche der Volkspartei nichts daran, was mit dem Bau dieser Mauer effektiv passiert. Egal, wie kräftig sich die Türkisen auf die Schulter klopfen, die Erinnerung wird davon nicht fallen. Was sie leider können, ist, sie in nicht-jüdischen Räumen (und Österreich besteht fast nur aus solchen) umzudeuten.
Da bleibt es nicht aus, wachsam zu sein. Sosehr es sich die Vertreter marginalisierter Gruppen nicht immer leisten können, sich nicht zu arrangieren, sowenig darf die Linke es sich leisten, sich mit dieser Normalität zu arrangieren. Der Herr Karl ist überarl.

Eine längere Fassung des Textes findet sich auf *versorgerin.stwst.at*

---

[1] *https://www.youtube.com/watch?v=dbYzP23Q5CQ*
[2] *https://www.dieneuevolkspartei.at/Massnahmen-gegen-Extremismus*

Alexander Pankratz studiert Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität-Wien.

Kann ein Holocaust-Opfer seinen Mörder lieben?

Sama Maani über Hartmut Langes Novelle »Die Heiterkeit des Todes«.[1]

»Wenn der Grunewaldsee zugefroren ist, das Wetter wechselt und ein warmer Regen auf die Eisfläche niederfällt, wenn aus dieser Berührung Nebel entsteht, dicht und träge liegt er da, als hätte er keine Kraft aufzufliegen, dann kann es vorkommen, daß eine tote Jüdin an das Ufer tritt und auf eine Wunde in ihrem Nacken zeigt.« Die tote Jüdin »sieht immer nur zur anderen Seite des Wassers«, dorthin, wo »unübersehbar, wie beziehungslos zur Szenerie, die ihn umgibt«, ein Mann wartet.



Bild: Smaria4466

Der Berliner Grunewaldsee

So beginnt die Novelle »Die Heiterkeit des Todes« (1984)[2] des Berliner Dramatikers und Novellisten Hartmut Lange. Lange, Jahrgang 1937, erlebte als Kind den Nationalsozialismus und machte sich in den 1960er Jahren in der DDR als junger Dramatiker im Gefolge von Bertolt Brecht und Peter Hacks einen Namen. 1965 verließ er die DDR aus politischen Gründen. Nach einer Krise, die im »Tagebuch eines Melancholikers« (1983) und im Roman »Die Selbstverbrennung« (1985) ihren Niederschlag fand, trat er als Autor von Novellen hervor, die er – zusammen mit Theodor Storm – als »Schwester des Dramas« bezeichnet.

Zurück zur »Heiterkeit des Todes«: Der Mann auf der anderen Seite des Wassers ist der – ebenfalls tote – Mörder der Jüdin. Mörder und Opfer sind ein Liebespaar.

»Und nun bewegen sich die Liebenden aufeinander zu … als er sie umarmt, geschieht dies so heftig, daß ihre Füße den Boden verlieren.«

Das Grauen, das den Leser dieser Zeilen befällt, wird – noch bevor er imstande wäre, es gedanklich zu fassen – vom Autor selbst, genauer von seinem Ich-Erzähler, artikuliert:

»'Aber wie denn!', rufe ich, außerstande, mein Befremden länger zu unterdrücken, ,Wie ist es möglich, daß ein Mörder mit seinem Opfer Arm in Arm spazierengeht? Sieht man nicht die Wunde, die jener ihr beigebracht hat?'«

Von Kampusch bis Kokoschka

So unerhört der Gedanke einer Liebesbeziehung zwischen einem Mörder und seinem Opfer sein mag – gänzlich fremd ist das Motiv der erotischen Beziehung zwischen Opfer und Täter weder der Literatur noch unserem Alltagsbewusstsein. Denken wir an Natascha Kampusch: Die damals Zehnjährige wurde im März 1998 vom Nachrichtentechniker Wolfgang Priklopil entführt und achteinhalb Jahre gefangen gehalten. 2006 gelang ihr die Flucht. Priklopil beging daraufhin Selbstmord. Kampuschs Flucht löste ein beispielloses internationales Medienecho aus. Die Anteilnahme, die ihr anfangs entgegengebracht worden war, schlug bei vielen aber genau dann in Hass um, als die Frage auftauchte: Ob Kampusch – am Ende auch noch freiwillig – Sex mit Priklopil hatte.

Auch die Literatur hat die Verknüpfung von Liebe und Mord – und die Rede ist hier nicht bloß von Mord aus Eifersucht – lange vor Hartmut Lange thematisiert. In Torquato Tassos Epos »Befreites Jerusalem« (1574) wird die jungfräuliche muslimische Kriegerin Clorinda vom christlichen König Tankred, der sie liebt, aus Versehen getötet. Bevor sie stirbt, konvertiert sie zum Christentum und wird von Tankred eigenhändig getauft.

»Penthesilea«, die Amazonenkönigin in Heinrich von Kleists gleichnamigem Drama zerfleischt ihren Kriegsgegner und Geliebten Achilles – und nimmt sich dann aus Verzweiflung das Leben.

Und Nietzsche, der Dichter-Philosoph, geht so weit, eine Liebe, die in Mord mündet, nicht als perverse Anomalie aufzufassen, sondern – im Gegenteil – die Verbindung der Liebe mit Mord und Hass in deren Wesen begründet zu sehen:

»Hat man Ohren für meine Definition der Liebe gehabt? Liebe – in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhass der Geschlechter.«[3]

Wie die Inszenierung eben dieses Gedankens liest sich Oskar Kokoschkas 1910 uraufgeführtes Drama »Mörder, Hoffnung der Frauen«, ein Prototyp expressionistischer Bühnenkunst. Am Ende des Stückes tötet ein wilder männlicher Krieger die Anführerin einer von Frauen bewachten Burg, die ihn heftig begehrt, mit den Fingern der ausgestreckten Hand – eine Anspielung auf Michelangelos »Erschaffung Adams« in der Sixtinischen Kapelle.

Fiktion als Akt der Barbarei

Aber – und dieses Aber bin ich versucht, in Großbuchstaben zu schreiben – in »Penthesilea«, »Das befreite Jerusalem« und »Mörder, Hoffnung der Frauen« sind die Mörder keine Holocaust-Mörder und die Ermordeten keine Holocaust-Opfer. Dass die Welt nach der Shoa eine unwiderruflich andere wurde als jene davor, wäre Gegenstand eines eigenen Beitrags. Hier möchte ich einen einzigen – für unseren Zusammenhang relevanten – Aspekt dieses Themas anreißen: Der Holocaust hatte keine rational fassbare Funktion. Alle Versuche, ihn als Mittel zu einem anderen, ökonomischen, politischen oder militärischen Zweck zu erfassen, sind gescheitert. Die Shoa war, anders gesagt, das Symptom einer kollektiven Psychose.

Die Psychose oder der Wahn unterscheidet sich von der Neurose durch den Verlust der symbolischen Funktion. Während es vorkommen mag, dass der Neurotiker seiner Psychoanalytikerin sagt: »Ich erlebe Sie wie meine Mutter«, ruft der Psychotiker seiner Psychiaterin zu: »Du bist meine Mutter!« In der Nationalsozialismus genannten kollektiven Psychose, die in den Holocaust mündet, wird der Gründungsakt der jüdisch-christlichen Zivilisation widerrufen: Die Aufforderung des biblischen Gottes an Abraham, seinen Sohn doch nicht zu töten (Gen 22, 1-19), den realen Mord durch das symbolische Opfer zu ersetzen,[4] wird verworfen, um Millionen Juden den »dunklen Göttern zu opfern«.[5]

Seither leben wir in einer radikal veränderten Welt, in der das Verhältnis zwischen den Bereichen des Symbolischen und des Realen gestört ist. Dass Hitler besiegt wurde, hat die Shoa nicht ungeschehen gemacht. Jene Reset-Taste, die wir zu drücken wünschen, um uns in die Zeit vor dem Holocaust zu versetzen – und von dort aus ganz neu zu beginnen, existiert nicht. Wir leben – zumal in Österreich und in Deutschland – in einer post-nazistischen, will sagen: post-psychotischen Welt. Dass wir es als obszön empfinden, die Leugnung oder das Gutheißen des Holocaust als »bloße Meinungsäußerung« durchgehen zu lassen, hängt mit eben

dieser veränderten Beziehung zwischen dem Symbolischen und dem Realen zusammen. Ein auf den ersten Blick symbolischer Akt der Meinungsäußerung (»Ich bin ja nur der Meinung, dass der Holocaust eine Fiktion ist!«) erscheint uns zu Recht als reales Verbrechen.

Adornos Diktum, es sei barbarisch, nach Auschwitz Gedichte zu schreiben, können wir, vor diesem Hintergrund, auch so lesen: Nach Auschwitz läuft Fiktion, auch die literarische, jederzeit Gefahr, den unschuldigen Rahmen des Symbolischen zu sprengen – und die reale Barbarei des Holocaust zu reproduzieren. Dies gilt für jede Literatur nach der Shoa. Vor allem aber für jene, die den Holocaust selbst im Blick hat. Und besonders für einen Text, in dem wie in »Die Heiterkeit des Todes« eine Ermordete des Holocaust ihrem Mörder vergibt, mehr noch: ihn liebt.

»Man soll die Toten in Ruhe lassen«

Der Mörder in »Die Heiterkeit des Todes« zeigt Verständnis für das Unverständnis, das der Ich-Erzähler seiner Liebe zu seinem Opfer entgegenbringt – und versucht sich zu rechtfertigen:

»‚Ich verstehe, dass Sie meine Liebe zu der Frau, die ich ermordet habe, nicht billigen wollen. Aber ich habe gebüßt. Und wann, mein Herr, wenn nicht im Tod, soll die Schuld, die wir am Leben haben, endlich beglichen sein?' Er wendet seinen Kopf zur Seite und ich sehe, daß er ein Wundmal an seinem Hals hat und daß er gerichtet ist.«

Das Opfer jedoch, die tote Jüdin, die der Ich-Erzähler mit seiner Verstörung konfrontiert,

»Sehen Sie nicht, wie unmöglich es ist, mit jenem dort, der sie getötet hat, Vertraulichkeiten auszutauschen?«,

begegnet ihm zunächst nachsichtig, am Ende aber mit offener Verachtung:

»‘Man soll die Toten in Ruhe lassen', ruft sie, ‚besonders, wo sie euch überlegen sind!' […] und er lächelt. Ihm gefällt die Entrüstung, mit dem sie ihre Worte setzt. Und dass sie von seiner Schuld nichts wissen will und daß sie jene, die ihn gerichtet haben und es nun bei dieser Buße nicht belassen wollen, daß sie die Selbstgerechten, die sich auf ihren Namen berufen, so sehr verachtet, dafür ist er ihr dankbar.«

Verhöhnung mit Stil

Am 19. Juni 1963 endete im Grazer Landegericht der Prozess gegen Franz Murer, der im litauischen Wilna, dem einstigen Jerusalem des Nordens, hunderte Juden, zum Teil eigenhändig, ermordet hatte – mit einem Freispruch. Beobachter zufolge hatten die Söhne Murers, des »Schlächters von Wilna«, während des Prozesses jüdische Zeugen verhöhnt. »Ein Großteil der österreichischen Medien kritisierte den Prozess von Beginn an. Tenor: Völlig überflüssig! ‚Allein an Fahrtspesen und Verdienstentschädigung muss der österreichische Staat 75.000 Schilling für jüdische Zeugen aus den USA und anderen Staaten aufbringen!'« (Wiener Montag) […] ‚Durch ein Spalier jubelnder Menschen', schrieben die Historiker Halbrainer/Karny, ‚bahnte sich Murer den Weg zum Ausgang. Blumenstrauß um Blumenstrauß wurde ihm überreicht. Die Floristen in der Umgebung des Landesgerichts sollen leergekauft gewesen sein. Draußen stand ein Mercedes. Am Steuer saß Richard Hochrainer, der kurz zuvor von der Anstiftung zum neunfachen Judenmord freigesprochen worden war.'«[6]

So weit zu Österreich. Und Deutschland?
»Die Verfolgung von NS-Kriegsverbrechern«, heißt es in einer Dokumentation des Bayrischen Rundfunks aus dem Jahre 2011, »war kein Ruhmesblatt der deutschen Justiz. Die meisten konnten entkommen. Etliche leben noch – unbehelligt. Manchen wurde erst nach Jahrzehnten der Prozess gemacht.«[7]

Angesichts solchen Umgangs postnazistischer Justiz und Gesellschaft mit Tätern und Opfern wirken die Positionen und Aussagen von Langes fiktiver toter Jüdin wie die Fortsetzung der Verhöhnung jüdischer Opfer in jenem Gerichtssaal in Graz – mit den Mitteln gehobener literarischer Fiktion. Und mit potentiell realen traumatischen Folgen für Holocaust-Überlebende und Angehörige von Holocaust-Opfern unter seinen Lesern.

Eine raffinierte, stilistisch brillante Verhöhnung der Opfer – so verhüllt, dass sie als Verhöhnung der Opfer zunächst nicht zu erkennen sein mag. Denn: Die Positionen, die Langes tote Jüdin einnimmt, sind die Positionen typischer Täter, die von ihrer »Schuld nichts wissen« wollen, und die Positionen postnazistischer Relativierer, Verharmloser und Leugner. Und: Die Anklage die er ihr in den Mund legt, ist die Anklage postnazistischer Gesellschaften – gegen die jüdischen Opfer des Holocaust, wie sie jahrzehntelang gegen Simon Wiesenthal, einen ihrer Repräsentanten, erhoben wurden: Dass sie, besessen vom Geist alttestamentarischer Rache, die Deutschen und die Österreicher, die doch mehr als genug gebüßt hätten, die bei genauer Betrachtung die eigentlichen Opfer gewesen seien, nicht in Ruhe lassen, es »bei dieser Buße nicht belassen wollen«.

So gesehen, erscheint die zuletzt zitierte Passage der »Heiterkeit des Todes« als Ergebnis zweier raffinierter Verschiebungen: Es sind nicht die Täter und ihre Verteidiger, die die jüdischen Opfer anklagen, sondern (erste Verschiebung) die tote Jüdin. Und: Angeklagt sind hier nicht die jüdischen Opfer, sondern (zweite Verschiebung) nicht näher genannte Unbeteiligte, die, sich auf den *Namen* jener Jüdin berufend, »selbstgerecht« gegen die Täter Anklage erheben. Die in der Realität des postnazistischen Diskurses weit verbreitete Täter-Opfer-Umkehr – angeklagt sind nicht die Mörder, sondern die »rachsüchtigen« jüdischen Überlebenden und ihre Angehörigen, die »selbstgerecht« die Täter verfolgen – wird hier auf der symbolischen Ebene der Fiktion reproduziert, so verhüllt allerdings, dass es vielen Lesern nicht auffallen mag.

Um Missverständnisse zu vermeiden: Ich gehe selbstverständlich nicht davon aus, dass der Autor diese Verschiebungen bewusst und absichtlich vorgenommen haben könnte. Es handelt sich offenbar um unbewusste Abwehr-Operationen, Schuldabwehr-Operationen, im strengen psychoanalytischen Sinn.

Eine »eigene besondere Metaphysik«?

Hier würde Lange freilich Einspruch erheben: »Die Novelle«, würde er sagen (ich zitiere im folgenden aus einem Interview, das der Theologe Jan-Heiner Tück mit ihm geführt hat), »ist ein metaphysischer Raum, in dem die Bedingungen, die das Leben hervorbringt, nicht mehr gelten«, und dass in dieser Novelle »eine eigene, besondere Metaphysik in Rechnung gestellt wird und dazu gehört, dass im Zustand des Todes alle, ob Täter oder Opfer, begreifen, was ihnen im Leben nicht hätte geschehen dürfen.«[8]

Der Wunsch nach dem Ungeschehenmachen des Geschehenen, der sich hier unüberhörbar artikuliert, scheitert nicht nur an den trivialen Gesetzen der Realität. Nach dem Holocaust ist es auch fraglich, ob jener unschuldige – vom Realen ganz und gar gesonderte – Raum des Symbolischen, in dem die Fiktion, zumal eine die den Holocaust im Blick hat, eine »besondere Metaphysik« beanspruchen könnte, noch existiert. Ob das symbolische Ungeschehenmachen des Holocaust in jenem »metaphysischen Raum« der Novelle nicht der realen Verhöhnung von dessen Opfern gleichkommt.

Hartmut Lange schreibt nicht bloß Dramen und Novellen. Er ist auch ein brillanter, philosophisch versierter Theoretiker der Literatur. Eine Hauptforderung, die er in seinem Essay »Über das Poetische« an die Literatur stellt, ist die, den gesellschaftspolitischen Erfahrungshorizont nicht außer Acht zu lassen. Andernfalls fehle »das soziale Gewissen, vor dem jede existentielle Bedürftigkeit zur metaphysischen Jammerei ausartet.«[9] Metaphysische Jammerei. Hier scheint der Literaturtheoretiker Lange an den Novellisten Lange gedacht zu haben, namentlich an dessen Novelle »Die Heiterkeit des Todes«, in der ein Holocaust-Täter ausruft: »Aber ich habe gebüßt … Und wann soll die Schuld die wir am Leben haben *endlich einmal* beglichen sein.«

Verzeihung? Unverzeihlich

Oben haben wir das Motiv der erotischen Anziehung zwischen Tätern und Opfern in der Literatur vor dem Holocaust der Beschreibung der Liebe zwischen einem Holocaust-Täter und einem Holocaust-Opfer in Langes Novelle gegenübergestellt. Vor und nach Lange haben aber auch andere Autoren die erotische Beziehung zwischen Holocaust-Tätern und ihren Opfern thematisiert.

In Friedrich Dürrenmatts Kriminalroman »Der Verdacht« (1951) wird die junge Kommunistin Edith Marlok, Häftling im Konzentrationslager Stutthof bei Danzig, die Geliebte des KZ-Arztes Fritz Emmenbacher, dem sie auch nach Ende des Krieges bei seinen Operationen ohne Narkose assistiert.

Viktor Lamian, Protagonist von Aleksander Tismas Roman »Kapo« (1987), nützt seine Position als Kapo in Auschwitz aus, um sich die junge Jüdin Helena Lifka sexuell gefügig zu machen. Jahre nach dem Krieg quält ihn das Gewissen. Er versucht Helena zu finden und sie zu bitten, ihm zu vergeben – oder ihn zu verurteilen. Als er ihre Adresse ausfindig macht und sie zuhause aufsucht, wird ihm klar, dass es sich bei jener alten Frau, die er für Helena gehalten hat, um ihre Kusine handelt. Helena ist kurz zuvor gestorben.

Besser als mit der Beschreibung dieser Nicht-Begegnung, mit der das Buch endet, kann Literatur die Unmöglichkeit, die Kategorie *Verzeihung* auf Holocaust-Täter anzuwenden, nicht darstellen. Es gibt keinen »moralischen Raum« – weder einen realen noch einen wie immer gearteten »metaphysischen« – in dem Täter und Opfer des Holocaust sich begegnen könnten. Jede Anwendung herkömmlicher moralischer Kategorien wie Verzeihung auf den Holocaust würde diesen relativieren. Und das wäre unverzeihlich.

---

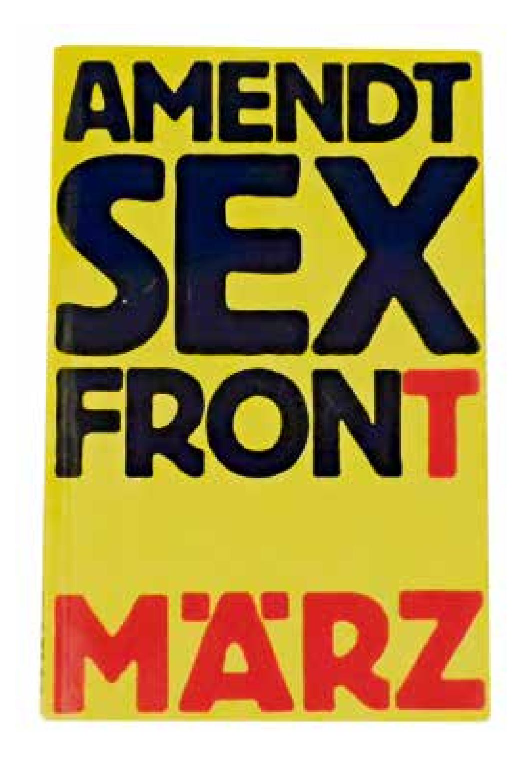
[1] Eine frühere Fassung dieses Textes erschien im April 2018 als Blogbeitrag auf *DerStandard.at*
[2] Hartmut Lange, Die Heiterkeit des Todes. In ders., *Die Waldsteinsonate, Fünf Novellen*, Zürich 2017, S. 75
[3] Friedrich Nietzsche, Ecce Homo, München 1978, S. 132
[4] Vgl. Sama Maani, *Warum uns Israel erregt*. In: ders., *Respektverweigerung: Warum wir fremde Kulturen nicht respektieren sollten. Und die eigene auch nicht*, Klagenfurt 2015, S. 57
[5] Jaques Lacan, *Das Seminar, Buch XI, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Weinheim und Berlin 1987, S. 289.
[6] Karl Wimmler, *Mein Freund Murer*, korso, 9. Dezember 2008 *http://korso.at/content/view/3514/186/index.html*
[7] *https://www.br.de/nachrichten/spezial/ns-kriegsverbrecherprozesse100.html*
[8] Hartmut Lange im Gespräch mit Jan-Heiner Tück, *Die Kunst kann Bilder erschaffen, die der Religion unerreichbar bleiben …*, Communio, 47. Jahrgang, Januar/Februar 2018, S. 66
[9] Hartmut Lange, *Über das Poetische*, Berlin 2017, S. 17

Sama Maani, geb. in Graz, aufgewachsen in Österreich, Deutschland und im Iran. Studium der Medizin in Wien und der Philosophie in Zürich. Ausbildung zum Psychiater und Psychoanalytiker in Graz. Lebt heute als Schriftsteller in Wien. Zuletzt erschien von ihm im April 2020 der Essayband »Worüber man als Jude nicht schreiben sollte« – Psychoanalytische Provokationen *bei Drava. Im Frühjahr 2021 erscheint der Roman* Zizek in Teheran.

Sexualität ohne Revolution

Inwiefern die Jugendbücher zur Sexualaufklärung, die Günter Amendt in den siebziger Jahren veröffentlichte, ihrer Zeit voraus waren, erklärt *Magnus Klaue*.

Als der Frankfurter März-Verlag 1970 das von dem Sozialwissenschaftler Günter Amendt gemeinsam mit dem Comic-Zeichner Alfred von Meysenbug verfasste Buch »Sexfront« herausbrachte, das Sexualaufklärung für Jugendliche unabhängig von den moralischen und politischen Anschauungen der Erziehungsministerien und der christlichen Kirchen leisten sollte, forderten zahlreiche Institutionen und Einzelpersonen umgehend, den Band auf den Index zu setzen. Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften wies den Antrag auf Indizierung zurück und berief sich dabei unter anderem auf den hohen sexualhygienischen Informationsgehalt, der das Buch gerade im Unterschied zu den damals noch verbreiteten christlich motivierten Versuchen, die Jugend aufzuklären, auszeichne. In ähnlichem Sinn, wenn auch polemischer, urteilte 1971 der Pädagoge Friedrich Koch über das Buch, dass sein »ethischer Ansatz« weiter reiche »als manch eine individualistisch-elitäre Konzeption klerikaler Provenienz«: »Schließlich ist es schwer vorstellbar, dass ein Leser nach dieser Lektüre in Zwangsgrübeleien und Selbstmordneigungen verfällt, was nach der Indoktrination durch kirchlich orientierte Autoren nicht immer ausreichend gewährleistet scheint.« Damit hob Koch hervor, was an »Sexfront« neben dem Verzicht auf Moralismus und Monogamie-Propaganda wirklich neu war: Es war nicht im klemmigen und oberlehrerhaften Tonfall der bisherigen Sexualaufklärung gehalten, sondern von einem optimistischen, lebensbejahenden und unverschämten Ton getragen, der dem Plädoyer für Neugier und gegen selbstauferlegte Angst, das Amendt formulierte, die angemessene Form gab.



Für den März-Verlag, dessen Leiter Jörg Schröder sich trotz der Befürchtung, dadurch Verluste zu machen, entschieden hatte, den Band zum sehr günstigen Preis von fünf Mark auf den Markt zu bringen, erwies sich »Sexfront« als unerwartet großer Erfolg. Bis 1973 wurden 150 000 Exemplare des Buches verkauft. Nach der Übernahme durch Zweitausendundeins 1978 und seit 1982 unter der Lizenz von Rowohlt wiederholte sich der Erfolg; heute ist das Buch einer der wenigen sexualaufklärerischen Longseller. Damit markiert es auf dem Gebiet der Sexualpolitik die Überführung von Denk- und Lebensweisen der Alternativkultur der Achtundsechziger in die kultur- und gesellschaftspolitisch modernisierte Bundesrepublik. Amendt, der als Student Mitglied des SDS und später der DKP war und sich in den siebziger Jahren neben seiner Mitarbeit für das Hamburger Institut für Sexualforschung mit dem Drogenkonsum Jugendlicher und mit der Rezeption der amerikanischen durch die bundesdeutsche Populärkultur befasste, war für solchen Transfer zwischen einstiger Gegenkultur und künftigem Mainstream absichtslos prädestiniert. Auch von Meysenbug, der als Illustrator fungierte, war von der Achtundsechziger-Bewegung in die bundesdeutsche Rock- und Pop-Art-Szene gekommen. Der wesentlich ältere Schröder wiederum hatte in den Sechzigern als Leiter des Darmstädter Melzer-Verlags neben Autoren der US-amerikanischen Beat-Literatur auch Victor Klemperers »LTI« herausgebracht, bevor er im 1969 gegründeten März-Verlag ein pädagogisches Programm etablierte, in dem neben zeitgenössischen Texten zur antiautoritären Erziehung auch zuvor schwer erhältliche historische Schriften wie die von Siegfried Bernfeld und Otto Rühle erschienen.

Gerade der Hass, der »Sexfront« seitens konservativer Kreise, besonders der Kirchen und der christlichen Parteien, entgegenschlug, erscheint rückblickend als Index dafür, dass das Buch genau auf der Höhe der Zeit war. An drei Tendenzen, die den Band durchziehen, lässt sich das zeigen: an der Überzeugung, dass Sexualaufklärung durch die Vereidigung junger Menschen auf die Ehe als privates Lebensziel torpediert werde und deshalb auf moralische Belehrung verzichten muss; an der Hinwendung zu Jugendlichen als spezielle Zielgruppe, denen eigenständige, an der Erwachsenenwelt nicht zu messende Bedürfnisse zugetraut wurden; sowie schließlich an der selbst pragmatisch, nämlich sexualaufklärerisch begründeten Entsachlichung der Diktion, die sich mit Elementen der Jugendsprache anreicherte und durch eine andere Form von Illustration (durch Comics statt durch anatomische Bilder) begleitet wurde. Subjektivierung und Entkonventionalisierung der Sexualerziehung, die sich an diesen Tendenzen zeigen, bezeichnen den noch immer fortschrittlichen Impuls von »Sexfront« ebenso wie dessen Grenzen.

Die Abwendung von der monogamen Ehe als dem Endzweck von Sexualerziehung führte dazu, dass »Sexfront« sich erstmals ausführlich mit all dem beschäftige, was in den Achtzigern dann zum Standard des Sexualkundeunterrichts wurde: die Vielzahl der Verhütungsmethoden; Petting, Masturbation, Vor- und Nachspiel; die Verwendung von Sexspielzeug und sonstigen Hilfsmitteln – all das wurde nicht mehr verschämt bestenfalls als Nebenschauplatz des auf Fortpflanzung zielenden Sexualakts, sondern als Plädoyer für dessen Eigenständigkeit thematisiert. Überhaupt trat mit der Abwendung von der Ehe als sexueller Reproduktionsgemeinschaft Sexualität als Zweck in sich selbst statt nur als Mittel ins Zentrum der Sexualaufklärung. Als wichtigster Zeitraum dieser Erfahrung erhielt die Jugend als Entwicklungsphase eine neue Bedeutung. Appellierten die vorigen Sexualkundebücher an die Jugend als eine Zeit der Unreife, die durch Sexualhygiene inklusive moralischer Belehrung überwunden werden sollte, wurde in »Sexfront« die Unreife als spezifische Erfahrungsqualität entdeckt. An die Stelle der sexualhygienischen Information und Belehrung trat das Experiment als neue Form sexueller Erfahrung. Die Information (über Biologie, Anatomie, die somatischen Grundlagen von Lust etc.) wurde dadurch nicht zurückgedrängt, sondern erhielt einen neuen Platz, den sie später selbst in populärkulturellen Formaten wie die schon früher gegründete »Bravo«, die trotz ihres größeren Konventionalismus in vieler Hinsicht in der Tradition von Amendts Buch stehen, weiterhin behielten.







Während sexualkundliche Erziehungsbücher bis zum Erscheinen von »Sexfront« und auch lange darüber hinaus zumeist den Charakter von erklärenden Anleitungen für den darauf folgenden Akt hatten, waren Information und Empirie in »Sexfront« unmittelbar gebunden an das sexuelle Experiment, das ihnen nicht folgte, sondern in dem sie selbst bestanden. Die medialen Formen, die Amendt und Meysenbug dafür wählten, waren die Bildererzählung und der Comic, die ebenfalls durch »Bravo« später zum massenkulturellen Format wurden. Während im sexualkundlichen Handbuch ein sachlicher, affektiv unbeteiligter Text anatomische Abbildungen sekundierte, wurden die biologischen und anatomischen Informationen in »Sexfront« in affektiv hochgradig lebendige Tableaus eingelassen. Damit war nicht einfach nur eine Subjektivierung, sondern auch eine neue Objektivität verbunden: Die Comics des Buches machten Schluss mit der weltfremden Annahme, Sexualität lasse sich unabhängig von den Formen, in denen sie erfahren wird, gleichsam naturwissenschaftlich fixieren und neutralisieren. Vielmehr gehörte es zum Prinzip von »Sexfront«, die subjektive Erfahrung – inbegriffen tabuisierte Gefühle wie Ekel, angstbesetzte Ambivalenz, glückliche Ohnmacht – selbst als objektive Konstitutionsform von Sexualität zu begreifen.

1979 gab der kleine Darmstädter Weltkreis-Verlag mit »Das Sex-Buch« eine Publikation Amendts heraus, die als Nachreichung zu »Sexfront« verstanden werden konnte; 17 Jahre später ist es ebenfalls bei Rowohlt neuaufgelegt worden. Zu diesem Zeitpunkt hatte Amendt den jugendsoziologischen Schwerpunkt seiner Arbeit bereits lange von der Sexual- auf die Drogenpolitik verlegt. LSD war seit den Siebzigern im Nachklang der Hippie-Bewegung eine populäre Jugenddroge in den Vereinigten Staaten geworden, und die vermeintliche Gefährdung der Jugend durch Sucht hatte in den Achtzigern bis hinab in populäre Fernseh-Krimiserien wie »Ein Fall für Zwei« oder »SOKO 5113« in der Bundesrepublik die Angst vor den subversiven Wirkungen der sexuellen Revolution in puncto Massenwirksamkeit abgelöst. Dass sexualaufklärerische Formate, wie Amendt sie mit »Sexfront« etabliert hatte, seither auch im normalen Schulunterricht immer beliebter wurden und kaum noch politischen oder öffentlichen (manchmal nur noch klerikalen) Widerspruch hervorriefen, war vor allem ein Resultat der Veralltäglichung scheinbar anstößiger Sexualität, der mit ihrer Integration in die Alltagskultur auch ihre kulturrevolutionären Implikationen genommen wurde. Die Lektüre von »Sexfront« ist zwar im Detail, vor allem bei der expliziten und ausführlichen Darstellung der mit Sexualität verbundenen Ängste sowie als pervers geltender Phantasien, immer noch herausfordernd, ansonsten erscheint das kritische Pathos, mit dem Amendt und Meysenbug der damaligen Prüderie begegneten, heute aber eher putzig.

Ex negativo lässt sich der heutigen Harmlosigkeit von Amendts Büchern zur Sexualaufklärung ablesen, wie fern der gegenwärtigen Epoche – jedenfalls in den westlichen Staaten – die in den Sechzigern und Siebzigern noch verbreitete revolutionäre Hoffnung ist, die auf die Befreiung der Sexualität gesetzt wurde. Die Sphäre der Intimität, die in jener kurzen Zeit, die Gerd Koenen »das rote Jahrzehnt« nannte, von Anhängern wie Feinden der Sexualbefreiung für gesellschaftlich wichtiger erachtet wurde als die Erwerbsarbeit, die Universität, die Erziehung und selbst die Familie, ist heute im Gegenteil der Bereich, in dem die Menschen besonders widerspruchslos und besonders früh – meist schon in der Zeit der Jugend selbst – resignieren. Während noch das sinnloseste Gerödel in Schule, Betrieb, Akademie und zivilgesellschaftlicher Arbeit als eine Tätigkeit erscheint, die einen irgendwie weiterbringt, sind die Liebesbeziehung, die Affäre, erst recht der unverbindliche promiskuitive Kontakt jeglicher transzendierenden Hoffnung, jeglicher Phantasie und Emphase beraubt worden. Das dürfte auch einer der wichtigsten Gründe dafür sein, dass der Westen sich dem Islam, der sexualitäts- und lebensfeindlichsten Herrschaftsform der Gegenwart, so bereitwillig ergibt. Wer sich selbst nicht mehr erklären kann und mag, woher das trotz allen Zwangs und Elends immer noch intermittierend wiederkehrende Bedürfnis kommt, in Freiheit mit anderen Menschen intim zu sein, der vermag in denen, die eben dieses Bedürfnis am liebsten mit dem Tod bestrafen würden, auch nicht mehr den Hauptfeind zu sehen.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World *und schreibt u.a. für die* Bahamas. *Derzeit arbeitet er an einer Studie zu Max Horkheimer. Zuletzt erschien im XS-Verlag der Band* Die Antiquiertheit des Sexus.

»Do yourself good for the good of the planet«

How to appreciate environmental friendliness in the new era of eco-pornography? By *Davide Bevilacqua.*

It is often said that pornography is a particularly innovative field, capable of stimulating not only technological development, but also the languages of media. Here, I want to talk about eco-pornography, an old-but-maybe-new shade of greenwashing practices which seems to be more and more institutionalized and legitimated nowadays. And no: eco-pornography is not (only) about enjoying nature.

Unfuck nature by a simple click

In late August 2019, Pornhub – one of the most visited platforms dedicated to online pornography – launched a charitable campaign called *The Dirtiest Porn Ever*[1], a brilliant piece of communication aiming to rise awareness about plastic pollution in oceans. The campaign consisted of a pornographic video in which two well known porn actors have intercourse on a paradisiac beach covered by plastic waste. While the two protagonists are having sex between plastic bottles, people in white coveralls branded with big Pornhub logos collect the trash around them. With ironic statements such as »At Pornhub we have a motto, 'the dirtier the better', but even for us there's a limit«, the teaser video catches media attention and states that Pornhub will donate to an ocean cleaning project of a non-profit organization according to the amount of total views of the full-length uncensored video. Each viewer is hence asked to »give a hand« to the environment by doing something good for themselves.



Except for the winking language and the high abstraction of the cause-consequence action asked from the audience – Why shall I watch the whole digital video to trigger donations? – this is nothing new. The outsourcing of responsibility is a well-tuned practice of companies that prefer to unload the duty of solidarity to the individual.

Pornhub is not new to corporate social responsibility campaigns. It collects various projects under the label of a philantropic division called Pornhub Cares[2]. All of them share similar engagement strategies and marketing languages, mostly based on a linguistic joke – assonance or paradox – that connects well known porn keywords with more serious content such as early detection of breast and testicular cancer, environmental protection or sexually transmitted infections in retirement homes. Many of these campaigns are curated by Officer & Gentleman, a communication agency that »like[s] to break the rules of advertising«.[3]

And they for sure do their job: in *Beesexual*, saving bees is facilitated by short videos of bees pollinatig flowers dubbed with the voices of known pornstars; in *Panda Style* users are invited to upload a video of themselves having sex in a panda costume. Donations are based on the amount of views of a specific video or category on the platform – from one cent each thousand views to 100 dollar donations per uploaded video or, as in *Pornhub Gives America Wood*, every 100 views of »big dick« videos Pornhub would plant a tree. An honorable intent that allows everyone to give the environment »a hand« with relatively low effort.

But other than generating a large amount of satisfied visitors, does all this engagement really help nature? Officer & Gentleman has no doubt: in »just 2 weeks, the campaign racked up more than 28 million views and over 700 news stories. But more importantly, we got people more *passionate* than ever about saving the beach.«[4] In reality, although passion for the environment was probably ignited, the concrete effects of all this collective labour are nowhere to be found. No follow-up release communicated the effective amount of donations, supposedly collected by seeing the entire full-length video, which seems to have only 11 million single views[5]. This quick comparison lets us suspect that the campaign did not actually generate so much traffic on the Pornhub website: the same couple of performers has a dozen videos viewed in their »portfolio« up to 35 million times – and they are only porn and have no social cause. Needless to say, the communication pattern seems to repeat itself in various other Pornhub Cares campaigns.

Pornoecologies: is this greenwashing or only smart advertisement?

Pornhub's marketing strategy seems to be quite simple to unpack and label as greenwashing, but it feels weird to attack the company for its poor coherence in their claims about saving the ocean through masturbation.

There is a certain connection between the campaign *The Dirtiest Porn Ever* and the actual birth of the concept of 'greenwashing', which was created by an environmental activist realizing on an exotic island that some claims do not match the real intention of the company behind them.[6]
But despite the visual imagery, we might find another term better suiting here, a term that was used in the 70s as a synonym for 'greenwashing': eco-pornography – or its reverse, pornoecology.
If 'eco-pornography' initially recalled something like »the rape of nature« and maybe was abandoned for being a bit too dramatic,[7] in the 90s 'pornoecology' was used by italian anthropologist Franco La Cecla with some interesting shades of meaning.[8] He focused his critique on the relation between nature and media, criticizing how the complexity of nature is simplified through what he calls a »waltdisneying« process. Back then, pornoecology meant the obscene process through which media represent and abstract natural resources, making them something that is not dirty, does not smell and – thanks to this approachable simplicity – are used from media to basically confirm themselves (the media). A bit like what Pornhub does now in its creative advertisement: a lot of visibility for a cheap campaign.

The pornography here is far away from the couple having intercourse on the polluted beach. From what the adult entertainment business teaches, it is all about an obvious agreement between the viewer and the viewed. Everyone knows these narratives are staged; so it is mostly about the expectations one puts into that.

In contemporary eco-porngraphic campaigns performed by the best agencies, even if the viewer notices something that does not work in the logical structure of an environmental campaign, most of them comply with it by having a laugh on it or sharing it on social media. As in an erotic media product the audience accepts the maybe sloppy acting because they know this is leading to a (also fake) orgasm. A similarly empty symbolism for nature occupied the reflection about ecology and environments – and therefore the ways companies structure their greenwashing campaigns around that. They know, in fact, that for the average consumer this will unleash a sort of erotic infatuation for ANY eco-friendly intention, something that is rarely questioned.

But in the end, what did we want from Pornhub? Did we really expect them to actually take the role of »champion of the environment« seriously? Or is it us being naive, expecting a world-wide corporation to honestly engage in the topic – other than riding the ecological wave and contemporary topic in big advertisement campaigns and some donations to some unknown NGOs?

Eco-pornography is a commercial strategy

The digital version of sustainable consumerism proposed by many eco-labeled products, even digital products or services such as search engines or pornographic entertainment, now use sustainability as an additional marketing tool and not with a real intention of reducing environmental impact. But we should not get fooled by their intentions.

In a previous article done by the servus.at Research Lab 2019 we mentioned Ecosia – the green search engine, working with advertisement and planting trees – as another example of greenwashing in a digital realm.[9] After digging into Pornhub's environmental campaigns, we can notice that both platforms root their sustainability projects in publicity revenues, which are supposed to be the generator for funds re-routed for a greater cause: the environment. This practice is based on a specific kind of engagement with their public: they take a little action that everyone is doing on a (more or less) daily basis and make it become an action through which people can also »help the environment«. Everyone wants to help nature – best with little personal effort or as part of a funny joke – but without questioning much the larger picture and the causes for it. And in this, the more insignificant the action, the better for the campaign. But the actual removal of pollution is rarely at stake.

It is known that corporate charity covers specific marketing functions which are nowadays fundamental components of financial ecosystems. Each large corporation *has to do this*, no matter how fake it might look. Coming back to our example, Pornhub's main marketing strategy is to normalize pornography through a »on-your-face« joke and ironic engagement, so that even if porn is still a taboo-ish topic, Pornhub manages to have people talking about itself.[10] If ecological activism managed to bring the topic of environment high in the media attention, companies would adopt it for their own agenda.

We therefore cannot blame Pornhub much for following its own interests and structure a communication campaign based on environment, but we can be aware of it. Learning from the porn industry, but extending to the general production sector, we should stop being romantic and accept that in this moment environmental friendliness is a well-functioning advertisement concept for audience recruitment, helping the financial ecosystem of the platform rather than the physical ecosystems out there. Nothing more.

Shall we still blame the filthy capitalists? Sure, but activists also have to change gear. Now that the industry has understood that *looking environmental friendly* is great for the corporate ecosystem, it is also important to accept that the achievement of bringing public attention to the environment will be always used against its original activist purpose. Activist weapons should then accordingly evolve in the future.

---

[1] *https://www.pornhub.com/cares/dirtiest-porn*
[2] *https://www.pornhub.com/cares/*
[3] *https://www.offandgent.com/*
[4] *https://www.offandgent.com/dirtiestporn/*
[5] *https://www.pornhub.com/view_video.php?viewkey=ph5d4d5f6e750d2*
[6] *https://www.theguardian.com/sustainable-business/2016/aug/20/greenwashing-environmentalism-lies-companies*
[7] Thomas Turner »Eco-Pornography or How to Spot an Ecological Phony« in Garrett de Bell ed., The Environmental Handbook: Prepared for the First National Environmental Teach-In, April 22, 1970, pp. 263-267. *https://archive.org/details/environmentalhan00debe*
[8] A now rare book: Franco La Cecla (ed), Pornoecologia. La Natura e la sua immagine, Milano, Edizioni Volontà, 1992.
[9] *https://versorgerin.stwst.at/artikel/dec-6-2018-1722/shifting-ecosystems*
[10] *https://awario.com/blog/pornhub-case-study-marketing/*

Davide Bevilacqua ist Künstler und Kurator. Seit 2017 entwickelt er das Kunst- und Kultur-Programm bei servus.at und das AMRO Festival Art Meets Radical Openness.

STWST48x6 MORE LESS

48 Hours Distributing Less. **START: Fr, 11.Sept, 18:00 --- ENDE: So, 13. Sept, 18:00**

Die Stadtwerkstatt stellt mit der 6. Ausgabe der 48-Stunden-Showcase-Extravaganza Fragen zu den Mehr-oder-weniger-Situationen, den Gegen-Gültigkeitszonen und den Nicht-Nullsummenspielen der Zukunft. Es geht um rationale und irrationale Zugänge in größeren Kontexten, die durch Fragen eines Mehrs, Wenigers und vor allem eines ANDEREN angetrieben sind.

PROGRAMM-LINEUP

Das sind die Projekte des OPEN CALLS für STWST48x6 MORE LESS:

BREATHING – Utterings
TRANSVERSAL IS A LOOP – Saša Spačal
FERAL BANDS – Pali Meursault & Nicolas Montgermont
BLOOMS – Jenny Pickett & Julien Ottavi
OMMATIDIA – mathr & netz
ZOO-M-EARTH – bkeepr1 (AKA Bioni Samp)
SOUNDS FROM THE STONAGE – Carin Jaeger
F_WALK – fem_arc collective
7 EASY TRICKS TO MANIPULATE YOUR PEEPS IN 40 MINUTES – SILK Fluegge

Permanent oder temporär mit der STWST ASSOZIIERTE ARTISTS zeigen Arbeiten mit direktem oder indirektem Bezug zu MORE LESS:

MAIS MATZE_SPEAKING FROM THE GRID TOGETHER – Julian Stadon & Sebastian Pappalardo
THE ONLY GOOD SYSTEM – Nani Cooper & Andreas Ullrich
GLASHAUSFANTASIE 6 - SHIRLEY TEMPEL – freundinnenderkunst
GRUNDL PANORAMA – Apephonie Productions und STWST
UNTERGRUNDEL AUDIOVISION – Electric Ray & Ape Lee

Für MORE LESS hat die STWST ein Feld zwischen NATURE MONOTONIA und HYPER INFORMED SOCIAL ACT konzipiert:

NATURE MONOTONIA – STWST
48-HOURS-REDISTRIBUTION_DON'T TOUCH – STWST
HYPER INFORMED DOUGH – STWST & Shu Lea Cheang
MAKE BREAD. EAT PICKLE. – Shu Lea Cheang & STWST



Als mehrjährige Entwicklungslinien zwischen Theorie und Praxis sind die NEW ART CONTEXTS mit allem kritisch verbunden:

DIE DRITTE NATUR – Franz Xaver / Infolab
MEIN HIRN GEFRIERT BEI -273° – Tanja Brandmayr / Quasikunst
ML-ISO-LA-TI-O-NIS-MUS – taro knopp / Mycelium Network Society
NOTNOPONTON REMINDER – Jakob Breitwieser / DeckDock

Heuer geht es mit EXKURSIONEN an zwei externe Orte in den Norden und Süden der Stadt:

STWST ARCHIVE & EXKURSION KUNSTLAGER NORD – STWST Archiv
EXKURSION MESSSCHIFF ELEONORE – STWST und halfbit

Streaming: Zwischen eigenem Kunstprojekt und der DISTRIBUTING LESS-Policy von STWST48:

ECHOVROOM | Michael Aschauer
HTTPS://ECHOVROOM.LIVE/#STWST48x6

Minimum Content 48 Hours Streaming:
Vom Grund des Flusses Traun. Watch out for LESS MORE.

01:00 - 06:00 Nighthours Stream.
Watch out for informal artists.

Die offiziell empfohlene WÄHRUNG bei STWST48:
DER GIBLING 2020 – OrtnerSchinko

Während STWST48x6 MORE LESS tatsächlicher SOZIALER STROM: CAFE STROM

ALLE INFOS ZU DEN ARBEITEN UND SCHEDULE:
STWST48x6.STWST.AT

Be aware of the legal Corona-Regulations during STWST48x6 MORE LESS: stwst48x6.stwst.at

MORE
LESS
MORE
LESS
MORE
LESS
MORE
LESS
0
1
0
-1
0
1
10
100
1000
MORE
MORE
LESS
LESS
LESS
LESS
-273°
-√1

STWST48x6 MORE LESS: DIE LIVE-SHOWS

Alle 20 Arbeiten - stwst48x6.stwst.at

STWST48×6 MORE LESS

Saša Spačal & Acheta Domesticus
Transversal is a Loop



Transversal is a loop is a series of sonic entanglements between a sound artist and crickets Acheta domesticus. As a sonic line, as a transversal, the performance passes through three planes of existence that crickets experience in the Anthropocene by sonicaly exploring dynamic equilibrium in terrestrial habitats, vulnerability to extinction in human-cricket feedback loop and commodification of crickets as a mode of survival. Transversal is a loop is a fifty-minute long sound meditation in which the sound artist together with crickets delves into how to think music, sound manipulation and composition. The aim is to help crickets be heard in various sonic situations on the plane of biological habitat, as well as giving them surrogate voices and sounds on the other two planes by providing them with audio inputs and samplers connected to analogue and modular synthesizers with an intention of making them the co-creators of soundscapes.

Pali Meursault & Nicolas Montgermont
Feral Bands



Feral Bands uses radio waves, and the environmental and local interferences that they carry, as the only sources for a multichannel sound performance. Relying on the serendipity of electromagnetic pick-up, the resulting concert is completely different every time and in each location it is played.

The performance relies on the radical transformations of the electromagnetic landscape. While today, important parts of the spectrum are redirected toward the massive need for digital bandwidth, we focus on what as been abandoned, such as LW frequencies, which now are left almost completely open to interferences and natural radio waves.

Solar Return - Jenny Pickett & Julien Ottavi
BLOOMS

Solar Return, alias Jenny Pickett and Julien Ottavi, have been developing a prototype for an electronic instrument and performance that explores the paradigm of the ctenocene:

»Jellyfish thrive on the chaos humans create. Overfishing wipes out their competitors and predators; warmer water from climate change encourages the spread of some jellies; pollution from fertilisers causes the ocean to lose its oxygen, a deprivation to which jellyfish are uniquely tolerant; coastal developments provide convenient, safe habitat for their polyps to hide. In addition, the great mixing of species

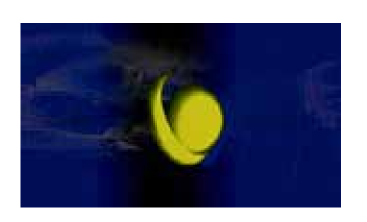


transported across the world in the ballasts of ships opens up new, vulnerable ecosystems to these super-adaptors.«

Taking the idea from the jellyfishes sensory ecology as a warning system and a starting point, we have been developing these DIY instruments and composition for BLOOMS. Jellyfish are composed of a giant nerve system; for our performance we imagined this nerve system as an audio synth that is played with TOUCH. The performance will explore chaotic patterns and use absurd circuits using the electronics, to produce autonomous modular instruments which affect the space by producing sound, light and movement with an instrument specific virtuosity of touch.

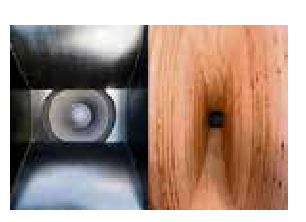
The »Jelly-synths« are played by tactile gestures and touch on brass wires that react to both the perspiration and pressure of the skin, to produce numerous frequencies and rhythms through different combinations and methods of handling,mastering the jelly-synths and interpreting a composition.

Julian Stadon & Sebastian Pappalardo
Mais Matze: Speaking From the Grid Together



Within a sea of big data, this project offers a voice beacon for plants with the aim of developing a linear relationship between crops and people. Using live streaming, radio broadcasting and onsite remediation of environmental sensor data, an audiovisual voice is developed for a crop of corn, located on site at STWST, that allows visitors to communicate with the crop by either speaking directly to it on site, listening to or broadcasting it on the radio, or watching and sharing it online. This combination of environmental sensing and human interaction will generate a range of emotional responses from the corn, in the form of audiovisual feelings and spoken responses. This communication strategy creates a single voice within a cloud-based data ecosystem, in order to enhance both the agency of the corn and the empathy of the human, enabling a better understanding of one another through direct participation in the augmentation of ecological aesthetics.

Nani Cooper & Andreas Ullrich
The only good system



In der Tradition der Yippies und Situationisten, der Kommunikationsguerilla und Yesmen einen unerwarteten Bruch im Gebäudealltag der die Mind öffnet für alles was da kommen mag. Und zum Ausprobieren einlädt. Es geht bei dieser Installation natürlich um ein Gleichnis der praktizierten Selbstermächtigung, der Titel »The only good system« bezieht sich auf den populären Spruch »The only good system is a soundsystem«. Systeme von Initial und Resonanz, ebenso politische Kommunikation, Selbstermächtigung, Mut fassen und herausfinden bzw. entdecken wollen sind einige Stichworte zu den möglichen Rezeptionsebenen.

Apephonie Productions
Grundel Panorama



GrundelTV vom Grund der Traun.
48-Stunden-Streaming auf
https://echovroom.live/#stwst48x6

Wir schreiben das Jahr 2020. Flüsse sind immer noch nicht zu Flüssen geworden. Wir haben sie aus unseren Städten und Leben weggesperrt, gefesselt und gefügig gemacht. Geistig und physisch von uns isoliert. Endlos verbaute Ufer. Wasserkraftwerke und Staudämme fordern ihren Tribut. Die Schifffahrt vollstreckt das Todesurteil für die Biodiversität im Lebensraum Fluss.

Nur die wenigsten Tier- und Pflanzenarten können sich diesen Umständen anpassen, mitunter eine invasive Fischgattung, die Grundel. Die im Volksmund bezeichnete Schwarzmeergrundel besteht aus vier Arten: Schwarzmundgrundel, Marmorierte Grundel, Kessler und Flussgrundel. Ursprünglich entstammt die Gattung den Brackwasserbereichen des Schwarzen und Asowschen Meeres.

Von der Großschifffahrt im Ballastwasser eingeschleppt, fanden die Grundeln ihr neues Zuhause in den Steinpackungen der Binnengewässer Europas. Jedoch werden sie in der xenophoben Gesellschaft Europas nicht willkommen geheißen. Fälschlicherweise wird ihnen unterstellt, als Laichräuber die übriggebliebenen Fischarten zu verdrängen, obwohl sie sich ausschließlich von Kleinstlebewesen wie z.B. Insektenlarven ernährt. Gegenteilig zu ihrem Ruf, dient die Grundel mittlerweile aber selber als Nahrung für Raubfischarten und ist Teil eines »neuen« Ökosystems, welches sich ständig an die feindliche Architektur der Menschheit anpassen muss.

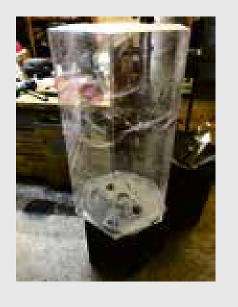
Von der ORF-Produktion »Wetter-Panorama« inspiriert, möchte STWST und Apephonie Productions das Leben der Grundeln und deren Lebensraum Wasser unserer Gesellschaft ein kleines Stückchen näherbringen. Während STWST48x6 MORE LESS wird deshalb 48 Stunden vom Grund der Traun übertragen: Grundl Panorama sendet vom »Messschiff Eleonore«, das im Rückstaubereich der Traun-Donaumündung liegt.

Der Ort des Live-Streams kann während der Exkursion zum Messschiff Eleonore besucht werden.

Electric Ray & Ape Lee
Untergrundel Audiovision - Dystopische Flussvertonung

25 Minuten LIVE-Filmvertonung von und mit Electric Ray & Ape Lee. Das Filmmaterial der Live-Show wurde im Vorfeld von Grundl Panorama produziert.

Stadtwerkstatt & Shu Lea Cheang / Hyper Informed Dough



Start your own culture! Information statt Kulturreinheit! Für Hyper Informed Dough rufen wir auf, eigene Teigkulturen zu entwickeln und uns Kultur-Ansätze in die STWST zu bringen. Die gesammelten Ansätze und Informationen verarbeiten wir zu einem »Hyper Informed Dough«, der im Rahmen von »MAKE BREAD. EAT PICKLE.« verköstigt wird.

Die Geschichte des Sauerteigs lässt sich bis ins 4 Jahrhundert v.C. zurück verfolgen. Die Fermentierung durch Essig, Milchsäurebakterien und wilden Hefen machte das Brot länger haltbar, leichter verdaulich und geschmacklich komplexer. Die Kultivierung und Weitergabe des Sauerteigs ist seitdem ein fixer Bestandteil einer Vielzahl von Kulturen. Manche Bäckereien kultivieren seit mehreren 100 Jahren denselben Teig und Wissenschaftler*innen kratzen Sauerteig aus 4.500 Jahre alten Tongefässen, reaktivierten ihn und backten daraus Brot.

Die Entwicklung eines Sauerteiges ist maßgeblich von seiner mikrobiellen Umgebung abhängig, Sauerteig sammelt Informationen und spiegelt seine Umgebung wieder – einmal kultiviert verändert er seine Umgebung und schafft durch Säure und Hefepilze ein für ihn förderliches Milieu. Das mikrobielle Klima in alteingesessenen Bäckereien ist maßgeblicher für die Entwicklung des Sauerteigs verantwortlich als das verwendete Mehl. Jeder Sauerteig ist somit unterschiedlich und ein Unterschiedlicher Mix aus verschiedensten Kulturen und Informationen.

CALL: Start your own culture! Information statt Kulturreinheit! Für Hyper Informed Dough rufen wir auf, eure eigenen Teigkulturen zu entwickeln und uns diese Kultur-Ansätze am Freitag, den 11. September ab 18:00 Uhr in die STWST zu bringen. Die gesammelten Ansätze und Informationen verarbeiten wir zu einem Hyper Informed Dough, der einen Tag später, am Samstag 12. September, im Rahmen von MAKE BREAD. EAT PICKLE. gemeinsam verköstigt wird.

Information: *moreless@stwst.at*

Und das ist der Anfang vom Ende der Kultur-Reinheit: Der Starter in der STWST. Bring your own dough. Let's hyper inform ourselves!



Culture and Nature Monotonia

Kukuruz is in the House, oder: Die elektrische Abschweifung. Die Showcase-Extravaganza STWST48x6 MORE LESS und einige exemplarisch genannte Projekte reflektiert *Michel Trocken*.



Bild: Tanja Brandmayr

Komm ins offene Feld, Freundin.

Die Stadtwerkstatt startete bereits mit dem Thema MORE vs LESS in den Jahresbeginn. Noch im Februar wurde mit diesem Claim ein Ausschreibungstext formuliert – für den Open Call des nun im September laufenden Formats STWST48x6 MORE LESS: »Vor dem Hintergrund von schreienden Ungleichgewichten, Verteilungskampf, Ressourcenknappheit, ökologischen Schranken, sozialen Fragen, Zugangsfragen, Zukunftsängsten, Umverteilungsversuchen, Selbstbeschränkungs-Visionen, Awareness-Prekariaten, vor der Kulisse von Gleichmacherei, Hyperfortschritt, Netzwerkphantasien, Totalüberwachung und einer Szenerie der Vielen gegen die Wenigen, dem Battle von Avantgarde, kritischer Masse und Mitte-Extremisten, vor all diesen scheinbaren und tatsächlichen Fragen eines Mehr oder Wenigers wollen wir mit STWST48x6 MORE LESS Prozesse und Projekte thematisieren, die den Unterschied machen.«

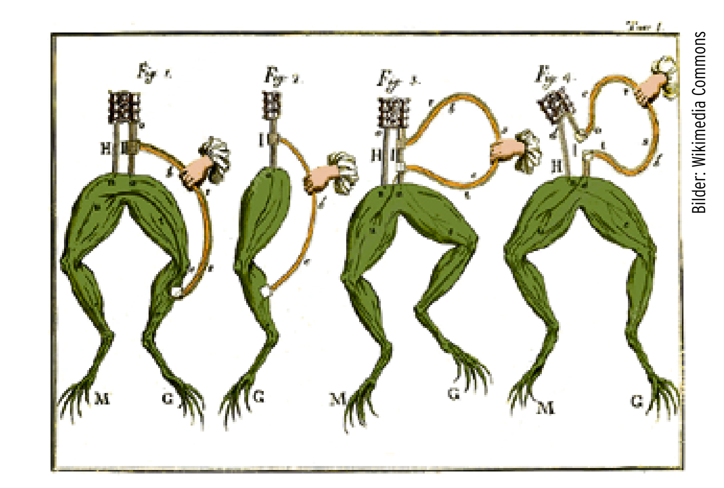
Mit diesem Hintergrund wird STWST48x6 MORE LESS, die nunmehr 6. Ausgabe der 48-Stunden-Showcase-Extravaganza, im September eröffnet, mit »Fragen zu Mehr-oder-weniger-Situationen, den Gegen-Gültigkeitszonen und Nicht-Nullsummenspielen der Zukunft«. Ohne Anspruch auf Antwort, ohne Abarbeitungspflicht per Auserklärung. Vielmehr geht es um rationale und irrationale Zugänge in größeren Kontexten, die durch Fragen eines »Mehrs, Wenigers und vor allem eines ANDEREN« motiviert sind. Im philosophischen Sinn ist das Andere als Per-se-Unbekanntes definiert und arbeitet sich allenfalls auf undurchsichtige Weise in bekannte Zonen hoch. Es ist das, was sich momentan in den gesellschaftlich hypergereinigten Bereichen vor allem fast schon schmutzig zeigen muss – abstrakt wie bildhaft gesprochen. Kurz gesagt: Unter den thematischen Oberflächen mehr oder weniger eines jeden Themas gilt es (für alle, die irgendwas auf sich halten), die Systeme (auch die eigenen), offen zu halten. Sonst bricht das weggedrückte ANDERE auf umso unerwartetere Weise durch, so oder so. Im Moment haben sich zudem Fragen des Mehr oder Wenigers, der Verteilung, der Zugänge oder der Ökologie, auf grotesk sichtbare Weise in den Vordergrund gearbeitet. Ich meine AUCH den Umgang mit dem »Virus« und seinen Auswirkungen. Und meine VOR ALLEM aber die Absurdität dieser ewigen Thematik des Mehr oder Wenigers, der eine viel grundsätzlichere und grundgütigere Abkehr vom Abarbeitungs-Absurdistan des Immergleichen bedeuten sollte, des ohnehin bereits schon Gekannten/Gewussten – in den allgemeinen gesellschaftlichen Systemen bis hinein in die Kultur; und auch hinsichtlich eines kollabierenden Fortschritts, bei dem wir (nach wie vor trotzdem) alle mitmüssen. Besser wäre stattdessen: Luft holen, Anlauf nehmen und etwa Innovation überspringen! Statt für gute Mitarbeit im schlechten System immer die gleichen Noten zu bekommen. Dass die gesellschaftlichen Ziele (so wie sie waren/sind, die des ewigen Wachstums etwa), mittlerweile ziemlich ausweglos ins Desaster führen – nämlich zB. in ein totalitär ökonomisch/technopolitisches, oder auch in ein allumfassend ökologisches Desaster, mag wider besseren Wissens, ça veut dire: einer tagtäglich mehrfachen Erinnerung daran, gerne verdrängt sein. Meine Hypothese ist zudem, dass diese Fragen des Mehr oder Wenigers, die sich nun noch stärker als Hyperaktivität oder Stillstand manifestieren (manchmal auch gleichzeitig), als Wellen hin- und herschwappen; und man bedenke in diesem Bild: Wo sich Wellen zeigen, sind Kräfte am Werk. In Anbetracht dessen, dass in der KI-Forschung von einer technologisch und ökonomisch gesteuerten High-End-Entwicklung die Rede ist, die sich potentiell zu einer ewig-statischen Diktatur der Algorithmen entwickelt, dürfen wir hoffen, dass, falls sich diese Wellen überhaupt je wieder beruhigen, wir dann auf der ewig-ruhigen See vom Google-, Amazon- und Lieferando-Schiff weiter halbwegs gut versorgt werden – auf dass wir paar Glücklichen, die (dann wie immer) auf Kosten von anderen leben oder überlebt haben, zufrieden dahinfloaten. Was kann so ein Sarkasmus bringen? Die Kritik geht tiefer als vermutet: Wir kritisieren den Kapitalismus, der fast überall Einzug gehalten hat, ohne denken zu können, was wir zum Wohle aller eigentlich wollen können (Wie auch? »Wir« haben keine Ahnung von »allen«; und sind mittlerweile nicht mehr nur die Verbraucher, sondern längst die Batterien im System: Mit unserer Währung Zeit und Emotion füttern wir das Netz). Wir backen in der Sandkiste kleine Kuchen des Widerstands (Das Kind daneben will nur spielen, haut mit seiner Patschhand drauf und lacht, wir Widerständigen rächen uns sogleich, aber am anderen Kind). Oder wir regredieren im Falle des Corona-Lockdowns direkt in ein neues Biedermeier (Eher mehr als weniger). Zwei kleine höchstpersönliche Beobachtungen/Überlegungen während des Lockdowns: Exkurs 1, Nichtstun: Es war erstaunlich, dass bereits wenige Tage nach dem Lockdown zahlreiche Texte, Kommentare, Newsfeeds in Umlauf waren, die merkwürdig hyperaktiv davon berichteten: »... endlich den Stapel Bücher lesen, ... endlich die vielen noch ungesehenen Filme sehen ... endlich wieder von vergessenen/ignorierten Freunden hören ... endlich dies und das«. Schon nach 3 Tagen! Und die Sofortanalysen! Unglaubwürdig. Mir kam im Zuge dessen eine Studie in den Sinn, von der ich vor Jahren gehört habe. Das Setting war bestechend einfach, mit der Forschungsfrage: Tun Menschen, die zum Nichtstun gezwungen werden, tatsächlich lieber nichts, oder präferieren sie stattdessen einen (schwachen) Elektroschock, den sie sich selbst verpassen? Die meisten Probanden entschieden sich für den Elektroschock, was etwas überraschend war. Der Studie bin ich nicht nachgegangen. Bei einer nicht repräsentativen kleinen Erhebung unter Freunden kam ich aber zur selben Präferenz, bzw kam die Entscheidung, den »Buzzer« zu drücken, also die Tendenz zum kleinen Schock zumindest öfters als erwartet, und ja, sie kam mit lachendem Gesicht (Wenn wirklich très fade). Das sagt vielleicht etwas aus über die menschliche Verfasstheit, über des Menschen Zwang zu »Etwas«. (Im 17. Jh, Blaise Pascal: Das Unglück der Menschen kommt daher, dass sie nicht ruhig in einem Zimmer sitzen können) ... Man kann sich aber überhaupt auch

fragen, warum der Elektroschock ein so beliebtes Mittel in der wissenschaftlichen Forschung zu sein scheint. Eine mir bekannte Kollegin schreibt momentan an einer SF-Conspiracy-Geschichte, die mit einem Abriss der Forschungen zur Elektrizität beginnt, bzw zu den Experimenten des 18. Jahrhunderts mit »tierischer Elektrizität« (Experimente mit Fröschen, Schnecken, Hunden etc). Den aberwitzigen Höhepunkt dieser grauenhaften Entwicklung stellte ein Experiment eines gewissen Giovanni Aldini dar, der einen menschlichen Toten mittels Elektrizität zum Leben wiedererwecken wollte, einen Mörder, der nach seiner Hinrichtung (für das Experiment) besorgt wurde. Beschreibung des Versuchs: »[Bei der Leiche wurde] ein heftiger, krampfhafter Atemzug ausgelöst. Die Augen gingen auf, die Lippen bebten ...«. Das sorgte vermutlich weniger für tatsächliche Erkenntnis, aber für Aufregung. Besonders diese Experimente (samt ihrer öffentlichen Thematisierung durch die Anti-Vivisektionsbewegung Ende des 19. Jh.) haben der Wissenschaft einen anhaltenden Imageschaden beschert – als Kammer des Schreckens. Und ein etwas spielerischeres Beispiel zum Strom: Zum Zwecke des forschenden Amüsements hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kinder aus gutem Hause so genannte »Influenzmaschinen« zur Verfügung, das sind elektrostatische Generatoren zur Spannungserzeugung. ...

Diese zwei Beispiele sollen andeuten, dass es eine zwar nur relativ kurze, aber dafür intensive Geschichte einer Gesellschaft gibt, die geradezu basal wie brutal auf Elektrizität (und Exploitation) aufgebaut ist. Und um auf den angesprochenen SF-Plot zurückzukommen: Hier geht es um schwache Schläge aus der »Entity«, die die Währung »E°mo« aus den Menschen herauslöst. Der Protagonist Nik ist schon zu Romanbeginn Autist, was in einer späteren Gesellschaft normal zu sein scheint. Er entwickelt sich aber nach und nach zu einem »Hyper-Feeler" (»Autisten fühlen nicht zu wenig, sondern zu viel«), und er vermag über so genannte »Gefühls-Sensationen« die noch so feinen Empfindungen der »Sphärenleiter« spüren, die als elektromagnetisches Triggersystem quasi die Inter-Applikation des Netzes und seiner menschlichen und nicht-menschlichen Wirte darstellt. Und das, was der »Hyper-Feeler« dann wahrnimmt, riecht einerseits immer leicht verbrannt und permanent schwach nach Tod, andererseits wird dann nochmal komplett was anderes daraus – und mehr zu verraten wäre nun wirklich Spoilern. Warum ich das erzähle? Ich assoziiere mit dem permanenten Neu-Umrühren von Content im Netz denjenigen Brei, der, auch wenn er gut, glatt und appetitlich verrührt sein mag, letztlich nur ein Sinnbild des ultimativen Endes der absoluten Gleichförmigkeit darstellt, aus der nichts mehr entsteht, zumindest nicht aus sich heraus. Merke: Auch die Daten-Systeme müssen deshalb offengehalten werden, auf dass sie nicht in sich zusammenfallen. Und: Es gibt mittlerweile Daten von überallher, aus Kommerz, Verwaltung, Medizin, aber auch aus ökologisch-»biodynamischen« Zusammenhängen, bzw aus einer Forschung, die ins morgen produziert und die Wechselwirkung von Pflanzen und Organismen untersucht, also an einer Dateneinspeisung von »Natur« arbeitet. Die Frage, die bleibt: Wer zahlt den Preis? ... Was mich zu meinem Lockdown-Exkurs Nummer 2 und ins heute zurückführt, einer kleinen, wahren Geschichte über die Birke und den Klimawandel. Mit dem Lockdown kam diese Nachricht, die während der Virus-Berichterstattung etwas unterging: Die Birke sei für AllergikerInnen heuer besonders schlimm, da sie in ihrem Überlebenskampf besonders viele Pollen ausstoße. Denn der Birke wird es in unseren Breiten zu warm. Seitdem komme ich nicht umhin zu denken, dass dieser ununterbrochene Daten-Spread, der Content-Blast, aber auch dieses andauernde Senden per Social Media, Stream und mit Corona noch mehr Stream nichts anderes als ein Überlebenskampf ist – einer Kultur, die ihren Big-Data-Metabolismus noch verzweifelt irgendwie zu befruchten oder befüllen versucht, während sie eigentlich schon stirbt (euphemistisch: sich verändert).

Kukuruz is in the House, oder: Die elektrische Abschweifung. Die Showcase-Extravaganza STWST48x6 MORE LESS und einige exemplarisch genannte Projekte reflektiert Michel Trocken.

Kommen wir damit auf das Programm der Stadtwerkstatt, das im September unter STWST48x6 MORE LESS und »48 Hours of Distributing Less« läuft. Ich greife diejenigen Projekte heraus, die ein Ökosystem referenzieren, das wir kennen. Im Frühjahr wurden in der STWST einige Körner Mais ausgepflanzt, wie es heißt »eher aus einem Zufall heraus«. Später folgten in der Stadtwerkstatt Testpflanzungen und Feldbeobachtungen und ein Austausch über ursprüngliche Anbaumethoden (»Die 3 Schwestern«, eine ideale Anbau-Kombination aus Mais, Bohnen und Kürbis). Die Pflanze ist eine der ältesten Kulturpflanzen der Welt. Ihre Kultivierung geht auf die Maya-Kultur zurück, die – nebenbei erwähnt – in ihren Schöpfungsmythen auch vom Maismenschen spricht, der nun die Erde bevölkert (nach den misslungenen Versuchen: Menschen aus Schlamm und Holz). Jedenfalls ist die Pflanze dann über die Jahrhunderte und Kontinente migriert, wie es aussieht, aus Amerika zuerst in einer globalen Bewegung Richtung Asien, um später nach Europa zu kommen. Nun ziehen Maispflanzen im Rahmen von STWST48x6 MORE LESS als »Natur« ins STWST-Gebäude ein, aber, Zitat Website STWST48, »nicht als wildwuchernde, ‚freie' Natur, sondern als regulierte, optimierte, hochgezüchtete Monokultur« (sozusagen am möglichen Ende eines Maismenschen-Anthropozäns). Auf Nachfrage, was den Ausschlag für die Umsetzung gegeben hatte, O-Ton STWST: »In der Phase der Ideenentwicklung erzählte Stories handelten von Kindheitserinnerungen in den Feldern, vom Geräusch des Windes in den Blättern, von Verstecken, Rückzug, Orientierungslosigkeit und Rausch, von diversen alternativen Nutzungen oder gesehenen Filmen. Die Faszination ergab sich aber in höherem Maß aus einem Thema der kulturellen Monotonie, die wir als vermeintliche Natur wirken lassen wollten. Kulturelle Monotonie ist geradezu MORE LESS und darüberhinaus ein weitreichendes Thema. Es wirkt nach innen und wirft fast automatisch Fragen nach dem Anderen auf – und hier kommen die eingeladenen Artists mit ihren Arbeiten ins Spiel, wir bieten hier sozusagen ein Umfeld als Feld. Und: Es ergeben sich – bildhaft gesprochen – mit den monotonen Feldern auch Aspekte der Endlosigkeit und Weite, was sich alles zusammen im Rückbezug auf MORE LESS, oder auch LESS MORE, in viele Richtungen ausbreiten lässt.« Damit zurück zum Mais: Insgesamt schließt sich mit der auf der Webseite erwähnten »kritischen Agency« ein Kreis »vom Maisanbau früher Kulturen über einen DIY-Anbau bis zur Hochertragsgeschichte von Monsanto«. Die Pflanze ist schließlich hochtechnologisierte Nutzpflanze, geradezu Gentechnik-Testimonial. Diese agrikulturellen Kontexte lassen sich auch in anderen Arbeiten finden, etwa in Julian Stadons »Maize_Matze«. Die Arbeit visiert konkret die Big-Data-Policy von Saatkonzernen wie Monsanto an, die mittlerweile auch DIY-Daten-Grids anzapfen. Maize_Matze erzeugt über eine in der STWST befindliche Maiskultur audiovisuelle Daten, die per verschiedener Kanäle als kommunikatives Labyrinth angelegt werden. Gut. Eine »kritische Agency« läuft auch als STWST-Projekt, über einen Haufen Mais-Silage ab: »48 Hours Redistribution – Don't touch« zeigt einen Haufen zerkleinerten Mais. Es wird ein Mengenaspekt aufgegriffen: Es geht um Fragen der großen oder kleinen Mengen, des Mehr-oder-Wenigers sowie der Verteilung. Es wird hier, mitten im Viehfutter gleichverteilt und wieder angehäuft. Die Themen der Verteilung treffen hier »auf natürliche Verstoffwechslung und ein abstraktes Statement einer gärenden Kunst-Silage« (Website). Gärung findet sich wiederum auch im Projekt »Hyper Informed Dough«, bzw spiegelt sich mehrere Produktions- und Distributionsfragen auch im Social Kitchen Act »MAKE BREAD. EAT PICKLE.« – aber auch dazu mehr auf den Netzseiten. Erwähnenswert sei hier noch, dass die »Glashausfantasie 6«, eine Arbeit der Freundinnen der Kunst, nicht nur Aspekte des Gewächshauses aufnimmt, sondern im transparenten »Glashaus« über 48 Stunden eine Popcorn-Maschine laufen lässt. Hier begibt sich das Popcorn – sozusagen als Basisnahrung des Kinos – ins Basislager unserer Kulturindustrie: zur Illusion und in die Traumfabrik.



Um 1800, Forschungen zur Elektrizität. Oben: Experimente am hingerichteten Leichnam eines Doppelmörders. Unten: Der Galvanismus und die zuckenden Froschschenkel.

Bilder: Wikimedia Commons

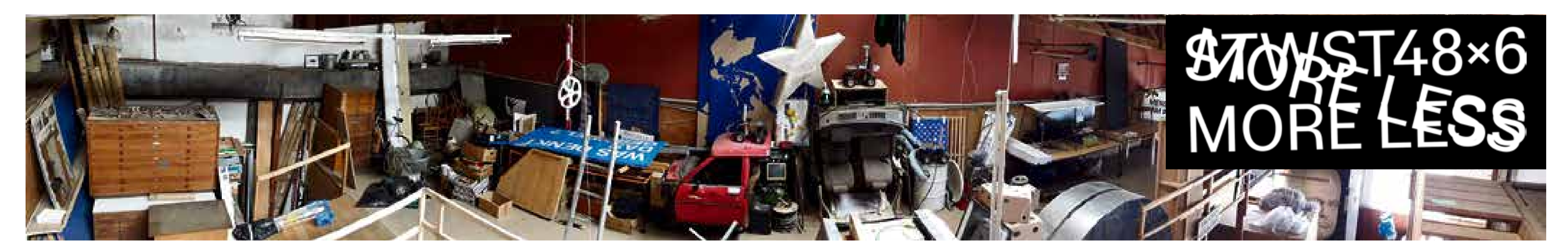
Diese hier nur exemplarisch genannten wenigen Projekte bilden Bezüge über das verwendete Material. STWST48 ist eine Showcase-Extravaganza, die externe Artists mit ihren Arbeiten einlädt, ebenso wie sie assoziierte ProduzentInnen zeigt und die unterjährig entwickelten STWST-Schienen präsentiert. Anknüpfungspunkte innerhalb der insgesamt etwa 20, sowohl in ihren Medien als auch Aussagen sehr unterschiedlichen Arbeiten sind weitläufig vorhanden und pendeln thematisch innerhalb eines – zum gegenwärtig Zeitpunkt in der STWST schon als Testbepflanzung vorhandenen – Monotonias, erfrischend grün zwischen Post-Anthropozän, Ctenocene, Hyper-Information, Sound-Transformationen, gärenden Metabolismen und den Abstraktionen des Rationalen und Irrationalen. STWST48x6 MORE LESS ist antithematisch angelegter Natur- und Kultur-Modus, immer bereit, das Material und die Medien gegen sich zu wenden. Und der Stream dazu kommt vom Grund des Flusses. Watch out for LESS MORE.

Der Text wurde von unserem hauseigenen STWST-Bot aus dem Französischen übersetzt.

Die zitierte Website: *stwst48x6.stwst.at*

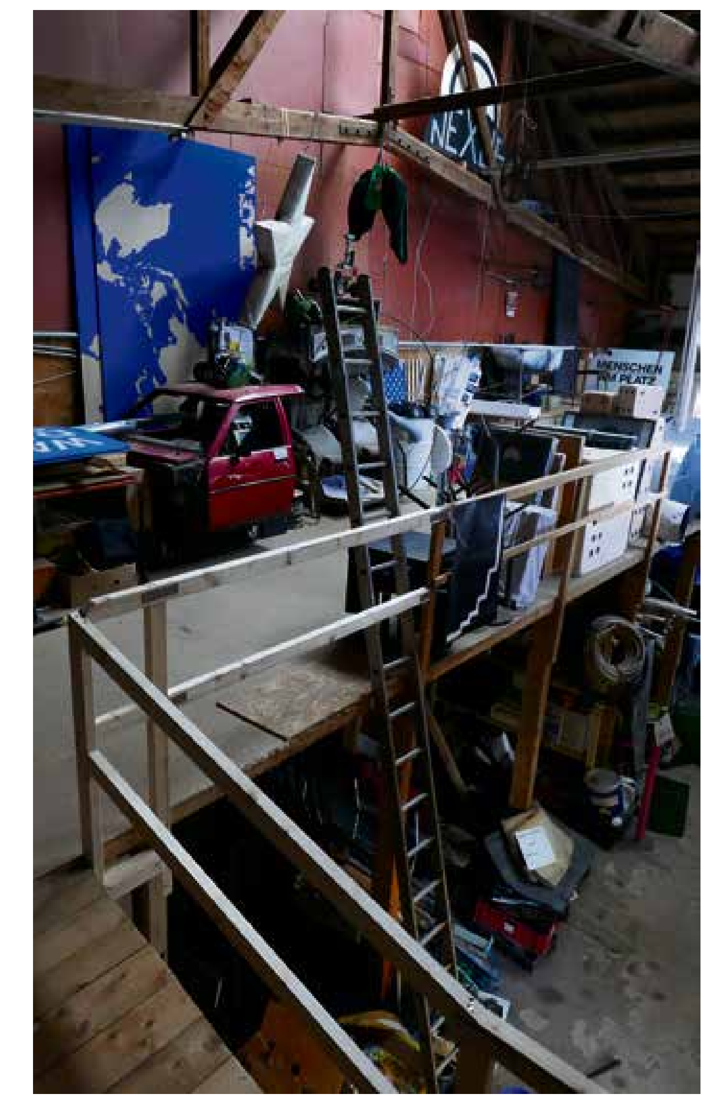
Michel Trocken ist Kultürarbeiter und Eklektiker. Außerdem Halbfranzose mit Hang zur halbgeistreichen Abschweifung.





EXKURSION KUNSTLAGER NORD
während STWST48x6 MORE LESS
https://stwst48x6.stwst.at/stwst_archive_exkursion_kunstlager_nord

MORE IS MESS.







Alle Fotos: Thomas Lehner

Keine Angst? Zur Lage des Veranstaltungsbetriebs

Zur allgemeinen Lage der Konzert- und Clubszene sowie zum STWST Veranstaltungsbetrieb schreibt *Jörg Parnreiter*.

Auch wenn teilweise oder in veränderter Form von manchen Kulturveranstalterinnen wieder Musik geboten wird: Seit Mitte März steht der Veranstaltungsbetrieb in den meisten Kultur- und Veranstaltungshäusern weitgehend, der Clubbetrieb völlig still, so auch in der Stadtwerkstatt. Der komplette Lockdown ist für uns, wenn nicht überraschend, so doch schnell gekommen – über Nacht mussten der Veranstaltungsbetrieb in der Stadtwerkstatt und das hauseigene Cafe Strom zugesperrt werden. Zu Beginn wurden die geplanten Musik- und Clubveranstaltungen noch wochenweise abgesagt oder verschoben, bald war aber klar, dass es vor der Sommerpause im Juli und August keine Shows mehr geben wird. Trotzdem produzieren alle 4 Departments (Club, New Art Contexts, Medien, Cafe Strom/Öffentlichkeitsbereiche) der Stadtwerkstatt weiter. Es gibt keine Legitimitätsprobleme was den inhaltlichen Output des Hauses betrifft, jedoch birgt die Realität im Veranstaltungsbereich mittelfristig große Gefahren, der hohe Eigenmittelanteil wackelt, was sich auf das gesamte Kulturbudget des Hauses drastisch auswirkt. Eine besondere Ironie in der Situation ist, dass die STWST zu Beginn des Jahres einen Claim namens STWST 2020 MORE vs LESS gewählt hat – und sich dieses Thema nicht nur eindrücklich weltweit vor unser aller Augen ausbreitete, sondern Fragen des »Mehrs« und »Weniger« sich augenblicklich bis in die inneren Strukturen unseres Hauses niederschlugen: Das betraf das inhaltliche Selbstverständnis als Kulturanbieter, aber zB. auch die gesetzlichen Regelungen zur Kurzarbeit, was konkret in der STWST bedeutete, dass ein Teil der Gesamtbelegschaft arbeiten musste/durfte, teilweise mehr, ein anderer Teil weniger bis nichts. Und auch hier mussten wir bis 23. April zittern – dann kam die Zusage des Kurzarbeitsantrags für das Veranstaltungs- und Gastroteam in der Stadtwerkstatt. Damit war fürs erste das wirtschaftliche Überleben gesichert und niemand im Haus hat bis dato seinen Arbeitsplatz verloren. Mitte Mai konnte das Cafe Strom seinen Betrieb nur in einer sehr eingeschränkten Variante wiederaufnehmen, die Umsätze sind bescheiden. Um wirklich alle Kosten decken zu können, fehlen die Veranstaltungen, die vielen kleinen, die das Herz der Stadtwerkstatt und des Club- und Musikbetriebes ausmachen, ebenso wie die großen. Diese sind oftmals zwar im engeren Sinn keine Veranstaltungen des Hauses, sichern aber durch Kooperationen Publikumsströme und somit Einnahmen (Streamfestival, Summerbreak, Pflasterspektakel). Mit Stand Juli wurde die Kurzarbeit für das Veranstaltungsteam jedenfalls bis Mitte September verlängert, darüber hinaus gibt es nur eine ungewisse Perspektive für die Arbeitsplätze. Soweit innerhalb der Bestimmungen möglich, hat die Stadtwerkstatt einstweilen Ressourcen in den Art/New Context-Bereich bzw. in die Gesamt-Agenden des Hauses umgeschichtet, neue und alte Projekte werden fertiggestellt und die Archivarbeit wird etwa weiter vorangetrieben. Das sichert den inhaltlichen Output des Hauses – aber leider nicht die Finanzierung des Gesamtbetriebes in seiner organisatorischen Verschränkung, und schon gar nicht des Veranstaltungs-betriebes. Hier sind die Umsatzeinbußen enorm.

Bisher wurden an die Stadtwerkstatt weder aus dem Fixkostenfond noch aus dem Non-Profit-Organisation-Unterstützungsfonds der Bundesregierung Mittel ausgeschüttet, bzw war eine sinnvolle Antragstellung aufgrund sich ständig ändernder Bedingungen noch nicht möglich, und spätestens zu Jahresende wird es finanziell richtig eng – sollte es keine substanzielle Unterstützung über die Kurzarbeit hinaus geben. Soweit zur aktuellen Lage in der Stadtwerkstatt im August. Wie es im Herbst und Winter weitergehen wird, ist soweit offen – was wir sicher wissen ist: Das Virus fühlt sich in Veranstaltungshäusern und Clubs sehr wohl. Ein Konzert- oder Clubbesuch lebt oft von Nähe, von Hitze, vom gemeinsam Tanzen, vom sich näherkommen und austauschen. Wenn es laut ist, schreit man sich auch noch gern gegenseitig ins Ohr – alles sehr konträr zu den momentan üblichen Umgangsformen – und alles ideal für eine Virusübertragung. Entsprechend ist die Liste mit Infektionsherden in Clubs lang. Von Berlin über Zürich bis Seoul und zuletzt Prag finden sich überall Cluster, die auf Clubbesuche zurückgeführt werden. In Berlin standen von den ersten 262 bestätigten Fällen 42 mit einem Clubbesuch in Zusammenhang, in Seoul hat ein 29jähriger in einer Nacht mindestens 168 Menschen in fünf unterschiedlichen Clubs angesteckt, und erst Ende Juli haben sich in einem Prager Nachtclub mindestens 110 Menschen infiziert, angeblich über geteilte Trinkhalme. Stand Ende Juli gibt es in Österreich keinen Fall, der auf einen Club oder Konzertbesuch zurückgeführt wird, allerdings hallt das Kitzloch noch mahnend nach. Auch wenn eine Apres-Ski-Bar eine andere Welt repräsentiert, die äußeren Umstände sind vergleichbar – die Sorge bei Veranstalterinnen und Betreiberinnen von Clubs zur nächsten Virenschleuder zu werden, ist in der Szene fast so stark zu spüren wie der immer näherkommende finanzielle Abgrund. Die Restriktionen, die den Club- und den Konzertbetrieb gleichermaßen treffen, sind die Abstandsregel und die Maskenpflicht. Die frühe Sperrstunde um 01:00 Uhr ist für die Konzertveranstalterinnen dabei weniger problematisch als für Clubbetreiberinnen, da geht es um 01:00 oft erst los. Allerdings macht es die Abstandsregel von einem Meter in Verbindung mit dem Defakto-Zwang zum Sitzplatz auch für praktisch alle Veranstaltungshäuser unmöglich, auch nur ansatzweise kostendeckend zu öffnen. Veranstaltungs- und Kulturhäuser sind ebenso wie Clubs sensible Systeme, alles ist aufeinander abgestimmt, die Kapazität ist wichtig. Sie ist die fixe Größe, nach der sich das Programm genauso wie der Personal- und Technikaufwand richtet, die Bars sind genauso auf die Saalgrößen abgestimmt wie die Sanitärräumlichkeiten oder die Garderoben. Wenn jetzt die Kapazität, für die der Club oder das Veranstaltungshaus genehmigt wurde, bei weitem nicht mehr erreicht werden kann, und sich gleichzeitig Fixkosten nicht oder kaum reduzieren - oder durch die Politik übernommen werden - dann sind Veranstaltungen nicht zu finanzieren. Der Aufwand, einen Veranstaltungssaal Covid-konform zu bekommen ist enorm, eine passende Bestuhlung muss her, zusätzliches Personal für extra Ein- oder Ausgänge, ein Ticketingsystem, am besten mit Platzkartenmöglichkeit, auch viele Kleinigkeiten wie Unmengen Desinfektionsmittel und Spender, etc. Trotz alledem haben einige Häuser, zB. die Linzer Kapu oder das Chelsea in Wien begonnen, Covid-konforme Indoor-Veranstaltungen zu organisieren. Dabei zeigt sich, dass bei guter Programmgestaltung die Sitzplatzpflicht der Stimmung nicht zwingend schadet, es wird ruhiger im Konzertraum und das Publikum ist aufmerksamer. Das ist bei Singer/Songwriter-, Impro/Jazz- und Avantgarde-Konzerten natürlich leichter möglich als bei hochenergetischem HipHop oder bei Rockshows. Jedenfalls ist es gut, dass es schön langsam wieder Konzerte gibt, hoffentlich können mit Start der neuen Saison im September noch mehr Veranstaltungshäuser den Konzertbetrieb wiederaufnehmen. Das könnte dann eine kleine Chance im Desaster sein, nämlich besonders im Herbst für eine ohnehin sehr vitale heimische Musikszene: Praktisch alle internationalen Bands haben ihre Europatourneen nach anfänglichem Zögern auf 2021 verschoben, somit müssen alle die, die ihre Häuser öffnen, Musikerinnen und Künstlerinnen aus Österreich oder dem benachbarten Ausland ins Programm nehmen – die bekommen dann vielleicht endlich die Bühnenpräsenz, die sie verdienen. Für Herbst und Winter plant die STWST Sitzplatzkonzerte in dieser Ausrichtung, die also diese Chance im Bestehenden nutzt, allerdings nur mit einer erlaubten Saalkapazität von 40 Plätzen.



Bild: Jörg Parnreiter

STWST Club: Die aktuelle Situation.

Ein nicht repräsentativer Rundruf unter Veranstalterinnen in Österreich zeichnet ein recht düsteres Bild, alle stehen vor finanziellen Problemen bzw. kurz vor dem Aus und alle sind der Meinung, dass es einen Club- und Partybetrieb wie vor Corona erst mit deutlichem Abstand zu einer allerdings noch ungewissen Impfung geben wird. Damit die vielseitige Kultur/Veranstaltungs/Clubszene in Österreich das überlebt, braucht es nicht nur einen, sondern viele solidarische Akte aller Beteiligten. Allen voran muss die Politik aktiv werden und der Veranstaltungsbranche - die als erste geschlossen wurde und als letzte wieder öffnen wird - mit Förderungen für Fixkosten helfen, die über die 75% des Fixkostenzuschusses hinausgehen. Der grüne Wiener Kultursprecher Martin Margulies hat in Aussicht gestellt, die restlichen 25% des Fixkostenzuschusses für Wiener Clubs zu übernehmen, sollte die Bundesregierung bis Ende August keine Lösung präsentieren. Für Wien würde das bis Jahresende eine überschaubare Million Euro ausmachen. (Anm.: Mitte August hat Finanzminister Blümel für »besonders betroffene Branchen« einen Fixkostenzuschuss in der Höhe von bis zu 100% in Aussicht gestellt). Die Ansteckungsgefahr im Club oder Konzerthaus steht außer Frage, doch ist es verwunderlich, warum tausende Menschen in Einkaufstempeln oder hunderte in Flugzeugen ein kleineres Risiko darstellen sollen als der kleine Club von nebenan, ganz zu schweigen von der Risikogruppe, die sich bei den Salzburger Festspielen selbst abfeiert. Was geht, wenn der politische Wille da ist, hat man hier gesehen. Damit zurück zu den Veranstaltungen und einer Tendenz zur Illegalisierung: In letzter Zeit ploppen »Guestlist only«-Veranstaltungen ohne jeglicher Abstands- oder Maskenpflicht auf, und der Partybus nach Bratislava ist schon etwas länger Realität. Diese Schieflage wieder auszugleichen kann nur Aufgabe der Bundesregierung sein, besonders wenn im Herbst und Winter die Veranstaltungen wieder indoor stattfinden müssen. Weiters wird es die Mithilfe vom Publikum brauchen. Höhere Ticketpreise und eine Akzeptanz der Coronaregeln beim Konzertbesuch werden unvermeidbar sein. Und nicht zuletzt werden auch die Künstlerinnen und Musikerinnen, genauso wie die Agenturen und Bookerinnen beitragen und auf einen Teil ihrer ohnehin meistens zu kleinen Gagen verzichten müssen. Wie es aussieht, kann es nur so gelingen, die vielen unterschiedlichen, oft über lange Jahre erkämpften (Frei)Räume der Kultur über diese Zeit zu retten.

Bleibt dann noch die größere, längerfristige Perspektive, in einer zunehmend unangenehmer werdenden Welt: Es wird viel MORE brauchen, MORE selbstermächtigendes Handeln, MORE Austausch und Vernetzung in der Szene (neu gegründete IG Clubkultur) und MORE neue radikale Ideen und vor allem LESS FEAR.

Die Stadtwerkstatt wird die Herbstsaison mit dem STWST48x6 MORE LESS Showcase-Extravaganza am 11. September eröffnen. Musikveranstaltungen wird es, in oben angesprochener Ausrichtung, geben. Unter völlig neuen Voraussetzungen organisiert und mit vielen unbekannten Größen, also: Watch out, das Programm wird, zumindest was die üblichen Vorläufe betrifft, derzeit relativ kurzfristig erstellt.

https://stwst.at/

Jörg Parnreiter ist Mitarbeiter der Stadtwerkstatt. Er ist neben Felix Vierlinger und Andreas Heißl Veranstalter des STWST Clubs und leitet das Cafe Strom.

Pimp yr. Förderability!

Aus dem kulturpolitischen Leporello von *John Dovanni.*

Während die meisten abhängig beschäftigten Menschen dazu angehalten sind, ständig an ihren »skills« zu arbeiten, um ihre *Employability* zu gewährleisten, ist im Kunst- und Kulturbetrieb der maßgebliche Parameter das, was man als *Förderability* bezeichnen möchte, weil der Begriff »Förderwürdigkeit« zu sehr nach Gralsprüfung klingt.

Der Zwang, Zeit und kreative Energien in Antragslyrik zu verwandeln und nicht in das, was man damit letztlich realisieren möchte, ist vom Grundprinzip her nichts Neues (wenngleich der Aufwand zunimmt). Nicht zufällig begann Theodor W. Adorno seinen Vortrag »Kultur und Verwaltung« 1959 mit dem Satz: »Wer Kultur sagt, sagt auch Verwaltung«.
Diese widersprüchliche Verbindung von scheinbar Zweckfreiem und Verzwecktem ist ein Problem, aber keines, das sich handstreichartig lösen lässt, indem man versucht, beides zu trennen.
Da »Kultur« und »Verwaltung« zwar verdinglichte Kategorien seien, aber zumindest auf lebendige Subjekte zurückwiesen, könne ein angemessener Umgang nach Adorno darin bestehen, sich der Verwaltungsmittel kritisch zu bedienen, um zumindest ein Stück über die verwaltete Kultur hinauszugelangen.

Die Kulturverwaltungen stehen aber nach jahrzehntelanger neoliberaler Gehirnwäsche der Öffentlichkeit selbst mittlerweile potentiell im Verdacht, zu freigebig zu sein, gleichsam »gemeinsame Sache« mit den Kunst- und Kulturinstitutionen zu machen und sind dementsprechend unter Druck. Das macht die Sache für die Kunst- und Kulturinitiativen, die für ihren Fortbestand auf finanzielle Mittel angewiesen sind, nicht eben leichter: denn, wenn sie ihre Arbeit nicht nur gegenüber der Kulturverwaltung rechtfertigen müssen, sondern auch deren Stellung in der Verwaltung insgesamt mitzubedenken haben, artet das in Selbstdressur, bzw. -zensur aus, da sich die Frage politischer Opportunität einschleicht. Wenn die Überlegungen nicht nur dahin gehen, ob die unmittelbaren Fördergeber die eigene Arbeit für förderabel halten, sondern ob man ihnen mit den eigenen Anträgen politisch schadet, mag man das als »Pragmatismus« oder »Realitätssinn« rechtfertigen, dass die Ergebnisse dieser (teils sicher unbewussten) Anpassungsleistung künstlerisch oder kulturell relevant sind, darf aber bezweifelt werden.
Kulturpolitik und Kulturverwaltung sind Kampffelder, in denen keine einheitlichen Interessen vorausgesetzt werden sollten – die einen Bediensteten sind zufällig darin gelandet, die anderen aus Neigung, für die einen ist die Arbeit primär Einkommen, für andere Berufung, für dritte Profilierungsmöglichkeit und Karrierestation.

Der Geist der Bürokratie flottiert aber nicht völlig frei – neben der 1982 mittels Änderung des Staatsgrundgesetzes in der Bundesverfassung verankerten Freiheit der Kunst (»Art. 17 a. Das künstlerische Schaffen, die Vermittlung von Kunst sowie deren Lehre sind frei.«) gibt es durchaus Präzisierungen durch den Obersten Gerichtshof:

> »Art 17a StGG schützt das künstlerische Schaffen, die Vermittlung von Kunst und die Lehre der Kunst. Es ist von einem offenen Kunstbegriff auszugehen, der grundsätzlich alles das umfasst, was sich objektiv als eine Erscheinungsform von Kunst darstellt. Grundrechtsschutz genießen daher die traditionellen Werkgattungen (bildende und darstellende Kunst, Literatur, Musik, Film, Baukunst), aber auch unkonventionelle Kunstformen.« (Geschäftszahl: 8ObA15/08a)[1]

Ein zweiter Teil des Initiativantrags konnte sich 1982 gegen den Widerstand der ÖVP nicht durchsetzen: dieser hatte zum Inhalt, dass künstlerisches Schaffen von Bund, Land oder Gemeinde nicht nur in seiner Vielfalt, sondern auch seiner Erhaltung zu berücksichtigen sei.[2]

Was letztlich unter »Kunst« zu verstehen ist, regelt die Bundesverfassung aber nicht – die Entscheidung darüber, welche Kunst zu fördern ist, fällt damit wieder der Verwaltung zu.

Im besseren Fall herrscht dort ein Grundverständnis vor, das man in dem Sinne »bürgerlich-liberal« nennen kann, als es von Kunst und Kultur erwartet, neue Perspektiven zu eröffnen und ein Medium zu bieten, in dem gesellschaftliche Auseinandersetzungen ohne realpolitische Implikationen geführt werden können.
Daran kann man natürlich berechtigterweise monieren, dass damit Kritik an dieser bürgerlich-liberalen Gesellschaft verunmöglicht wird, da Kunst und Kultur an ihren Rockzipfeln hängen und funktional der Systemstabilisierung dienen.
Man soll aber von der Kunst keine realen Revolutionen erwarten (bestenfalls deren Reflexion) – und den mühsam erkämpften Vertrag zwischen Kunst und Gesellschaft nicht leichtfertig aufkündigen: Kunst wird ohne Einspruchsmöglichkeit irrelevant und Gesellschaft verliert ein potentielles Korrektiv.
Versuche von medialer und politischer Seite, sich dessen zu entledigen, gibt es immer wieder:

Wenn von »Staatskünstlern«, »Förderdschungel« oder gar »Förderwahnsinn« die Rede ist, sollte klar sein, dass es da nicht wirklich um Verschwendung von Steuermitteln geht (die Kulturausgaben liegen in Österreich bei ca. 0,3% des BIP), sondern oftmals darum, dissidente (»unbequeme«) Stimmen (und damit Kritik) auszuschalten und durch die Jagd auf Sündenböcke (»Nestbeschmutzer«) Konformismus herzustellen.

Dass die konkrete Mittelzuweisung (»Wer kriegt wie viel?«) Gegenstand politischer Kämpfe ist – geschenkt; da gibt es viele Faktoren, die eine Rolle spielen – durch kluge Vergabekriterien und deren transparente Handhabung kann man zumindest sicherstellen, dass eine gewisse Fairness herrscht statt Willkür (sodass ein Motorradschauraum nicht einfach zum großzügig geförderten Museum wird).

Idealiter werden Vorgaben mit möglichst großem Spielraum für die konkrete künstlerische Ausge-staltung versehen, um die kreativen Freiheiten nicht unnötig zu gängeln.
Zum anderen muss auch dafür gesorgt werden, dass die Bewertung der Anträge auf einschlägiger Expertise beruht (etwa durch eine Jury, deren Besetzung natürlich ebenfalls Gegenstand politischer Auseinandersetzung ist).

Neben der aufklärerischen Ansicht, mit Kunst und Kulturförderung einen öffentlichen Auftrag zu erfüllen, existiert als Typus natürlich aber auch noch der feudale Repräsentations-gedanke (ein potentieller Nachteil, wenn Kunst und Kultur »Chefsache« werden), in den sich touristische und sonstige ökonomische Überlegungen mischen. Prominent natürlich auch der Anspruch, der eigenen Amtszeit ein möglichst eindrucksvolles Denkmal zu setzen.

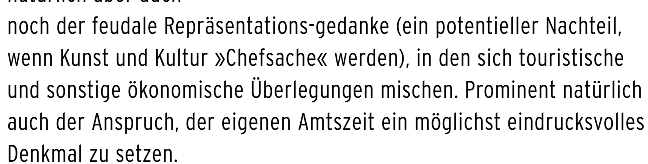




Bild: Hanlu Zhang

Die Mycelium Network Society bei der Taipeh Biennale im Dezember 2018

Mittlerweile befinden wir uns aber in einer Art Neofeudalismus: In Anlehnung an Roswitha Scholz' Begriff des »verwilderten Patriarchat« könnte man hier von »verwilderter Patronage« sprechen, die aus einem Bruderzwist zwischen Kennzahlenherrschaft und politischem Mäzenatentum als Mittel zur Statussicherung resultiert:
Die Landesfürsten alten Typs haben abgedankt und wurden der herrschenden Ideologie zufolge vom Typus des Landesmanagers abgelöst – anonyme Funktionalität ist aber nicht sexy und gestattet höchstens ein Fußnoten-Dasein in den Chroniken der Lokalgeschichte.
In die ohnehin unübersichtliche Interessen- und Gemengelage mischen sich dann noch diejenigen, die Kunst im besten Fall als Standortvorteil sehen, sowie die, die sie unter dem Deckmantel, sie wahlweise »zugänglicher« oder »kostendeckender« machen zu wollen, am liebsten abschaffen würden.
Die folgenden beiden Lokal-Splitter können eine gewisse Ahnung vermitteln, wohin die Reise gehen kann.

Markus Hein und die Geometrie der Standortnutzung

Der Linzer Vizebürgermeister Markus Hein (FPÖ) hat vermutlich ein Bild des Luxor Hotel & Casino in Las Vegas gesehen und sich gedacht, dass das Kunstmuseum Lentos zwar keine Pyramide, sondern ein Quader ist, aber als glitzernd-glasiger Bau direkt an der Donau das Potential für mehr hat, als nur Kunst zu beherbergen und Geld zu verschlingen, das der Stadt dann für Wichtigeres (irgendwas mit Sicherheit) fehlt. Darum hat er vorgeschlagen, das Lentos in ein Casino umzuwandeln.
Da die Zahl chronisch Spielsüchtiger ständig steigt, würde das Lentos dann auch kein »Kulturprogramm für Randgruppen« (O-Ton Hein) mehr machen.
Außerdem werden durch Casinos wichtige Stellen geschaffen, die es dann mit qualifizierten Personen zu besetzen gilt. Wenn Heins Partei damit betraut wird, muss man sich da keine Sorgen machen.

Dr. iur Raml: Kunstexperte aus Leidenschaft

Die Befürchtung, dass Kunst und Kultur an der Mehrheit der Bevölkerung vorbeiwerkeln, treibt auch Heins Parteikollegen und Linzer Stadtrat Michael Raml um. Zuständig für »Sicherheit, Gesundheit, Finanzen und Städtekontakte« bleibt ihm gleichsam nichts anderes übrig, als darauf ein Auge (oder zwei) zu haben. Bereits 2013 warf er diversen Linzer Kulturvereinen (KAPU, servus.at, PANGEA, backlab, junQ, Social Impact) vor, die »astronomischen Summen aus der städtischen Kulturförderung«, mit denen sie bedacht würden, zweckzuentfremden.

Was haben diese Vereine gemacht? Sie habe es gewagt, im Zuge ihrer Tätigkeiten Kritik am Linzer Ordnungsdienst (vulgo »Stadtwache«) zu formulieren. Was die »astronomischen Summen« angeht: Alle sechs oben erwähnten Kulturvereine zusammengenommen erhielten laut »Subventions- und Transferbericht 2018« der Stadt Linz in diesem Jahr von der Stadt 124.000 Euro.
Das ist zwar erfreulich – allein die Sportplatzpflege auf Vereinssportanlagen kostet (mit gut 137.000 Euro) aber mehr und für das über zwölffache an Jahresförderung (1,5 Millionen Euro) sollte der Ordnungsdienst ein bisserl Kritik eigentlich verkraften können.

Auf einer Pressekonferenz zum Einsparpo-tential bei städtischen Förderungen (rapportiert von der rechten Verschwö-rungspostille Wochenblick) ließen sich Raml und Hein Anfang Juni über »fragwürdige Organisationen wie die Stadtwerkstatt« aus, weil eines ihrer Projekte in einer künstlerischen Auseinandersetzung damit besteht, inwieweit Pilze, Sporen und Myzele alternative Informationsnetzwerke darstellen (die Mycelium Network Society unter <u>*https://mns.stwst.at/*</u>).

Zunächst: Die Stadtwerkstatt ist ein Verein mit Statuten, Vorstand und Rechnungsprüfung, der die Verwendung öffentlicher Mittel korrekt abrechnet und damit so »fragwürdig« wie jeder x-beliebige Schützenverein.
Abgesehen von diesem bewusst vagen Geraune aus dem Fundus diskreditierender Kommunikationsstrategien ist aber bemerkenswert, dass Raml und Hein davon ausgehen, eine künstlerische Beschäftigung mit Pilzen und deren chemischer Kommunikation sei keines weiteren Kommentars wert, sondern selbstentlarvend.
Vielleicht tut man ihnen ja unrecht, wenn man sie deshalb als Hetzer (bzw. Raml – wie es ab und zu geschieht – als »Reichsraml«) porträtiert, denen es nicht um die Entscheidungsgewalt darüber geht, was gute Kunst ist, und was schlechte, sondern darüber, was Kunst überhaupt darf.
Vielleicht herrscht bei ihnen einfach ein ähnliches Unverständnis wie bei einem Kind, das mit Blüten und Bienen aufgeklärt wurde und im Biologiebuch plötzlich nackte Menschen entdeckt. Das würde erklären, warum beide die Förderung der »Fotzengalerie« der feministischen Vernetzungsstelle Fiftitu% skandalisieren und auf Facebook darüber in einen Zustand entrüsteter Schnappatmung verfallen, der einer viktorianischen Gouvernante zur Ehre gereicht hätte.
Niemand mit ein wenig biologischem Sachverstand würde bestreiten, dass Fungi miteinander interagieren und über ihre Verbindungen in Molekülform das austauschen, was wir als Information bezeichnen würden.
Künstlerisch interessant wird es dann, wenn man versucht, über diese Auseinandersetzung aus gewohnten Metaphern hinauszudenken und Instrumentarien zu entwickeln, mit denen Menschen sich und ihr Verhalten aus einem anderen Blickwinkel wahrnehmen können. Nur über diese symbolische Herstellung von Alternativen, die Vorwegnahme von veränderter Praxis kann diese dann tatsächlich entstehen.
Man kann hundertmal darauf hinweisen, dass ein Gehirn nicht wie ein Computer funktioniert – wenn man kein anderes Deutungsmuster entwickelt, wird das Bild bleiben und die Menschen löschen weiterhin »ihre Festplatte«, wenn sie sich einen ordentlichen Rausch umhängen.

Das bedeutet nicht, dass man Pilze imitiert, im konkreten Fall untersucht man mit künstlerischen Mitteln, ob sie Anregungen dafür geben können, wie Kommunikation in der Nachfolge des Internetzeitalters aussehen könnte.
Vielleicht ist Raml einfach überarbeitet – was für exquisite Kunstexpertisen wären von ihm zu erwarten, wenn er sich nicht um andere Themen kümmern müsste – und noch dazu solche, die gar keine sind (vermeintliche »Gebiss-Sanierung« für ausländische Häftlinge auf Steuerkosten etwa).

---

[1] Die ganze Entscheidungsbegründung samt rechtlicher Beurteilung ist einigermaßen faszinierend zu lesen und verdankt sich der Klage eines Balletttänzers, der nach Zusammenlegung der Ballette von Wiener Staatsoper und Volksoper in den Vorruhestand versetzt wurde.

[2] Siehe Erich Félix Mautner: »Seit 30 Jahren ist die Kunst frei« in der Wiener Zeitung vom 08.05.2012

John Dovanni ist der Ansicht, dass Topologien wie »Wüste« oder »Dschungel« in der Bodenforschung besser aufgehoben und fruchtbarer sind, als in Förderdebatten.

Die Aktualität des autoritären Charakters

Der Sammelband »Konformistische Rebellen« fragt nach dem Erklärungspotential einer psychoanalytisch informierten kritischen Theorie des Autoritarismus für das Hier und Jetzt. Da sich die darin versammelten Texte auf die »Studien zum autoritären Charakter« beziehen, bespricht *Till Schmidt* nicht nur den Sammelband, sondern erläutert auch dessen Kontext.

Zur Analyse und Kritik autoritärer Denk- und Handlungsmuster wird nicht selten das Konzept des autoritären Charakters aufgegriffen. Die *Studien zum autoritären Charakter* von Theodor W. Adorno, Else Frenkel-Brunswik, Daniel Levinson und Nevitt Sanford sind nicht nur zu einem Klassiker der Sozialforschung avanciert, sie haben auch Eingang in das allgemeinere Bildungsbewusstsein gefunden. Gerade angesichts erstarkender autoritärer Politik finden sich in den Feuilletons immer wieder Beiträge zur Entstehung und Aktualität des Konzepts.

Erstmals publiziert wurde die Untersuchung 1950 in den USA als Teil der Reihe *Studies in Prejudice*. In deutscher Sprache erschien *The Authoritarian Personality* 1969 als Teilausgabe unter dem Titel *Studien zum autoritären Charakter*. Hauptthema der Studie ist die Anfälligkeit des Individuums für den Faschismus im Kontext des damaligen, fordistischen Kapitalismus. Im Mittelpunkt stehen dabei nicht erklärte Faschisten oder Angehörige faschistischer Organisationen, sondern das »potentiell faschistische Individuum«. Dessen spezifische Charakterstruktur mache es »besonders empfänglich für antidemokratische Propaganda«. Ein Thema, das seitdem nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Die Propaganda selbst, das kulturelle Klima (in dem z.B. dezidiert faschistische Äußerungen in der Öffentlichkeit geduldet werden) oder wirtschaftliche Faktoren werden in The Authoritarian Personality nur indirekt behandelt: »Wir verbleiben gewissermaßen im Bereich der Reaktionen, nicht der Reize«, erklärte Adorno hierzu. Das Sample der Studie bestand aus Angehörigen der weißen, nicht-jüdischen, in den USA geborenen, in den Großstädten der Westküste lebenden Mittelschicht. Die meisten Probanden waren zum Zeitpunkt der Datenerhebung in den 1940ern zwischen 20 und 35 Jahre alt.

Gesellschaftliche Bedingungen des autoritären Charakters

The Authoritarian Personality war nicht nur ein Produkt des exilierten Instituts für Sozialforschung (IfS). Die Studie entstand in Kooperation mit der *Berkeley Public Opinion Study Group*, in die zudem auch das *American Jewish Committee*, der Geldgeber, inhaltlich eingebunden war. Entsprechend vielfältig sind die Einflüsse, die in die Untersuchung eingegangen sind. Der kleinste gemeinsame Nenner der Forschenden bestand in der Orientierung am dynamischen Charaktermodell der Psychoanalyse bei gleichzeitiger Ablehnung der metapsychologischen und phylogenetischen Spekulationen Sigmund Freuds.

Dem IfS ging es, so dessen Direktor Max Horkheimer in seinem Vorwort zu *The Authoritarian Personality*, um

> *[e]in relativ neues Konzept – das Aufkommen einer ‚anthropologischen Spezies', die wir als autoritären Menschentypus bezeichnen. Im Gegensatz zum Fanatiker früherer Zeiten scheint er die für eine hochindustrialisierte Gesellschaft charakteristischen Vorstellungen und Fähigkeiten mit irrationalen oder antirationalen Überzeugungen zu verbinden. Er ist zugleich aufgeklärt und abergläubisch, stolz, Individualist zu sei und in ständiger Furcht, nicht so zu sein wie die anderen, eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit bedacht und geneigt, sich blindlings der Macht und Autorität zu unterwerfen.*

Heute, siebzig Jahre nach erstmaligem Erscheinen von *The Authoritarian Personality*, ist die gesellschaftliche Ausgangslage für das »potentiell faschistische Individuum« eine andere: Die fordistische Industriegesellschaft ist passé, und auch die Familienstrukturen haben sich vor allem mit dem Bedeutungsverlust des autoritären Vaters, der in der Studie von Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson und Sanford noch eine zentrale Rolle spielte, verändert. Dazu kommen die umfassende Digitalisierung der Gesellschaft sowie der Islamismus als weitere, spezifische autoritäre Versuchungen. Vor diesem Hintergrund fragt der jüngst erschienene Sammelband »Konformistische Rebellen« (Verbrecher Verlag) nach dem Erklärungspotential einer psychoanalytisch informierten kritischen Theorie des Autoritarismus für das Hier und Jetzt.

Autorität und Autoritarismus

In insgesamt 22 Beiträgen beleuchten die Autor*innen autoritäre Charakterstrukturen als Konzept sowie als soziale Realität. In einigen Beiträgen werden theoretische Grundlagen kritischer Autoritarismusforschung skizziert, andere Aufsätze hingegen widmen sich spezifischen Aspekten autoritärer Charakterstruktur (wie etwa Geschlecht oder Antisemitismus) aus historischer, sozialwissenschaftlicher und psychologischer Perspektive. Nicht zuletzt geht es in zahlreichen Beiträgen um die Aktualität des Konzepts des autoritären Charakters in Bezug auf aktuelle Phänomene wie Linkspopulismus, islamische Ehrvorstellungen oder Identitätspolitik.

Mit den beiden zentralen Begriffen der Autorität und des Autoritarismus beschäftigt sich der Soziologe Björn Milbrandt in seinem Grundlagentext. Etymologisch zurückgehend auf das lateinische auctor (Urheber, Schöpfer, Autor), verweise die religiöse Konnotation des Begriffs ‚Autorität' auf die biblische Schöpfungsgeschichte und die göttliche Allmacht gegenüber den als wehrlos dargestellten Menschen. Intersubjektiv hingegen sei Autorität ein – durchaus fragiles – reziprokes Anerkennungsverhältnis, das erst situativ und relational hergestellt werde.

Katrin Henkelmann, Christian Jäckel, Andreas Stahl, Niklas Wünsch und Benedikt Zopes (Hg.)

KONFORMISTISCHE REBELLEN

ZUR AKTUALITÄT DES AUTORITÄREN CHARAKTERS

Insgesamt umfasse der Begriff der Autorität sowohl Elemente von Freiheit als auch von Unterordnung, sei also nicht per se antidemokratisch. Der ihm innewohnende Zwang werde zudem nicht unbedingt als solcher empfunden, da er durch emotionale Beziehungen ergänzt oder verstärkt werde (siehe etwa die Erziehung zur Mündigkeit durch elterliche oder schulische Autoritäten). Wo aber die gesamte Weltsicht auf emotional stark besetzte Unter- und Überordnungsverhältnisse ausgerichtet ist, spricht Milbrandt in Anlehnung an die Kritische Theorie hingegen von einem autoritären Persönlichkeitstyp mit entsprechender Disposition, die Freiheit, Liberalismus und Demokratie entgegensteht.

Milbrandt zufolge sei die Autoritarismusforschung so sehr von der Einstellungsforschung dominiert, dass ethnografische, sozialräumliche sowie entwicklungspsychologische Untersuchungen zu kurz kämen. Zudem fehlten Verlaufsstudien, die Individuen über einen längeren Zeitraum in ihren sozialen Kontexten begleiten, sowie aktuelle Untersuchungen zum Einfluss von Erziehungsstilen, Eltern, Bindungserfahrungen und Peergroups auf die Herausbildung von autoritären Charakterstrukturen. Nicht zuletzt sei die Bedeutung von sozialen Netzwerken und digitalen Medien ein Desiderat aktueller Autoritarismusforschung. Es ist bemerkenswert, dass dieser naheliegende Aspekt bisher kaum thematisiert worden zu sein scheint.

Narzisstischer Charakter?

Ein wichtiger Bestandteil von *The Authoritarian Personality* sind die einzelnen Typen bzw. Syndrome des autoritären Charakters, die Adorno et al. anhand des empirischen Materials in den 1940ern bestimmten. Deren Charakterzüge – etwa Konventionalismus, autoritäre Unterwürfigkeit, Aggressivität, Neigung zu Projektion oder Manipulation – seien in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen jeweils individuell ausgeprägt. Insgesamt identifizierten die Forschenden sechs Typen, darunter Probanden mit ‚Oberflächenressentiment', ‚Konventionellem Syndrom' und ‚Autoritärem Syndrom'.
Mit der Aktualität dieser Typologie, sowie deren theoretischen Prämissen beschäftigen sich auch einige Beiträge im Sammelband »Konformistische Rebellen«. Dabei spielt der Begriff des narzisstischen Charakters eine entscheidende Rolle. Peter Schulz etwa argumentiert, dass die zu Lebzeiten Adornos verbreitete autoritäre sowie konventionelle Persönlichkeit im postfordistischen Kapitalismus durch einen narzisstischen Charaktertyp ergänzt worden ist, wobei letzterer in ersteren umschlagen kann, sofern die narzisstische Kompensation des heutzutage virulenten Anerkennungsmangels scheitert.

Schließlich verortet Schulz die drei Sozialcharaktere des postfordistischen Kapitalismus soziostrukturell in verschiedenen sozialen Zonen mit jeweils eigenen Integrationsinstitutionen. Der narzisstische Charakter sei demzufolge etwa unter prekär beschäftigten Akademiker*innen zu finden, bei denen eine Entgrenzung von Arbeit und Freizeit und die damit einhergehende In-Funktion-Setzen der Triebe statt ihre Unterdrückung vorherrsche. Begünstigt wurden die Syndrome des narzisstischen Charakters durch ein relativ hohes Einkommen, das es erlaube, eigene Bedürfnisse über die Konsumangebote der Kulturindustrie zu befriedigen, in denen zugleich das Bedürfnis nach Individualität zum Schein erfüllt werde.

Der konventionelle Charakter hingegen sei vorherrschend etwa unter gewerkschaftlich abgesicherten Facharbeiter*innen sowie Beamten und Angestellten im Öffentlichen Dienst, deren Arbeitsleben und Freizeit stark standardisiert und an herrschenden Konventionen ausgerichtet sei. Die Syndrome des autoritären Charakters seien nicht auf die neu-rechten Funktions-eliten beschränkt, sondern ließen sich auch unter Prekarisierten und vom Massenkonsum weitgehend Exkludierten, die vorrangig körperlich arbeiten, finden. Als Integrationsinstitutionen dienten hier weniger Familie oder Schule, sondern fundamentalistische Religiosität, die Strafjustiz oder administrative Kontrollagenturen wie das Jobcenter.

Insgesamt decken die Aufsätze in »Konformistische Rebellen« ein enormes Spektrum an Themen und Zugängen ab. Positiv fällt auf, dass die Publikationen der Kritischen Theorie zwar immer die zentrale Referenz sind, die Aufsätze des Sammelbandes sich aber nie in einer ideengeschichtliche Exegese des vor siebzig Jahren Veröffentlichten erschöpfen. »Konformistische Rebellen« gelingt es, der Frage nach der Aktualität der Studien zum Autoritären Charakter nachzugehen. Der Forschungsgegenstand wird sich auch weiterhin verändern. Um sich den autoritären Charakteren von heute wirkungsvoll entgegenstellen zu können, muss dies berücksichtigt werden.

Till Schmidt studiert in Oldenburg und arbeitet als freier Journalist.

Niemals herabblicken

Jan Kortes Buch *Die Verantwortung der Linken* versteht sich als Plädoyer für die Reetablierung politischer Ökonomie und der sozialen Frage im linken Diskurs. *Mathias Beschorner* hat es gelesen.

Dass das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt, wie Engels und Marx in *Die deutsche Ideologie* schrieben, ist mittlerweile zum Gemeinplatz geworden. Doch sogar dafür sei die Neue Linke blind – genauer: blind auf dem Auge der politischen Ökonomie und der sozialen Frage. Das ist die zentrale These Jan Kortes, Politikwissenschaftler und MdB[1] (Die Linke), in *Die Verantwortung der Linken*. Gleich ob SPD, Grüne, Linkspartei oder die außerparlamentarische Linke, Korte kritisiert Positionen, die sich *ausschließlich* mit Fragen/Problemen der sexuellen Identität, der Verteidigung sowie Erkämpfung von Minderheitsrechten und Ökologie befassen. Ihm liegt jedoch fern, einem Denken in Haupt- und Nebenwidersprüchen aufzusitzen; Minderheitenrechte, die kulturelle und die ökologische Frage stellt er damit nicht in Abrede. Der Linken, so Korte, sollte es jedoch um einen universalistischen Anspruch und nicht ausschließlich um rigorose Partikularismen gehen. Dagegen offenbare sich innerhalb linker Debatten, in denen zwar von der sogenannten Intersektionalität geredet wird, ein blinder Fleck, sich mit den realen sozioökonomischen Problemen des Proletariats auseinanderzusetzen. Korte führt einige Beispiele aus seinem Wahlkreis in Sachsen-Anhalt an, von Menschen, die kaum wissen, wie sie ihren Kühlschrank füllen oder die Miete überweisen sollen – vor allem aber »von den Linken bitter enttäuscht« seien. Die theoretischen Angelpunkte liefern Didier Eribon, Nancy Fraser und Francis Fukuyama: So ist es folglich kaum verwunderlich, dass Korte mithilfe Frasers »progressivem Neoliberalismus« den Niedergang des Sozialstaates bei gleichzeitigen Fortschritten bzgl. Minderheitenrechten konstatiert – wofür auf der einen Seite die Agenda 2010 und auf der anderen Seite die gleichgeschlechtliche Ehe für alle stehe. Mit dem Niedergang des Sozialstaates stehen Deregulierungen, Leiharbeit sowie Privatisierungen auf der tagespolitischen Agenda jedoch weiter hoch im Kurs. Und die Linke, so Korte in Anlehnung an Fukuyama, habe dem nichts entgegenzusetzen. Es wäre dagegen an einer Linken, und hierbei ist Korte zuzustimmen, die soziale Frage wieder stärker auf die Agenda und damit in die *Verantwortung der Linken* zu holen.

Wenn schon keine Revolution, die »gerade nicht im Angebot« sei, dann wenigstens Mindestlohn und Arbeitslosengeld, statt Leiharbeit und Hartz IV, so könnte man Korte zusammenfassen. Die Kritikerin mag dies alles nun als durchaus genuin sozialdemokratisch, reformistisch und parteipolitisch abtun – sozialdemokratische Positionen und die Verteidigung des Sozialstaates sind jedoch mehr als das, was eine ausschließlich auf Identitätspolitik setzende Linke leisten kann, die unter dem *Neuen Geist des Kapitalismus*, der von Selbstoptimierung, Flexibilität und Mobilität angetrieben wird, den Niedergang des Sozialstaates mindestens ausblendet und einseitig auf kulturelle Fragen fokussiert ist.

Urbane und akademische Milieus, die Korte mit Andreas Reckwitz als »Akademikerklasse« fasst und die in großstädtischen Blasen leben würden, hätten an diesen Entwicklungen Anteil, da keinerlei Zugang zu sozioökonomischen Fragen und den Lebensumständen des Proletariats bestehe, da dieses nicht im hippen Berlin, sondern in provinziellen und strukturschwachen Gebieten lebte, in denen es an Mobilität fehle und kaum DSL vorhanden sei. Die »Akademikerklasse« jedoch verachte diese Menschen und ergehe sich (zu weiten Teilen) in wohlfeilen Debatten über die arbeitende Klasse auf dem Land. In den Kontext dieser Distinktionsmechanismen stellt Korte die Debatte um die Einführung einer Fleischsteuer oder die Verteuerung von Kraftstoff und sieht darin berechtigterweise Distinktionsmechanismen der Klassengesellschaft am Walten. Hierbei bezieht sich Korte auch auf Theodor W. Adornos Vortrag *Aspekte des neuen Rechtsradikalismus* und thematisiert die Angst vor dem sozialen Abstieg in einer Gesellschaft, die, wie Marx schrieb, stets eine »industrielle Reservearmee« benötige; Arbeitslosigkeit und die Angst vor dem Abstieg dieser Vergesellschaftungsform seien dieser damit inhärent. Das Problem an Reckwitz' und damit Kortes Klassenbegriff ist, dass sie hier eher Milieus im Sinne Bourdieus vor Augen haben; hierbei interessiert kaum, wer Eigner der Produktionsmittel ist und wer zur Klasse der Lohnabhängigen gehört. Deswegen ist Kortes Einschätzung zu schablonenhaft und die Forderung nach politischer Ökonomie im Sinne Marx' droht mit einem solchen Klassenbegriff schief zu werden, denn ein Großteil der Akademikerinnen lebt selbst unter prekären Verhältnissen.



Ungeachtet des schiefen Klassenbegriffs fühlt sich das Proletariat ob dieser Entwicklungen – und darin ist Korte mit Didier Eribons *Rückkehr nach Reims* zuzustimmen – zusehends von der Rechten vertreten. Die AFD schaffe es so, Menschen zu mobilisieren und sich als vermeintlicher Fürsprecher hervorzutun, weil die soziale Frage zu einer national-rassistischen und auf die sogenannte Flüchtlingsfrage projiziert werde. Würde ein Wähler der AFD freilich in das Parteiprogramm schauen, könnte er sehen, dass er hier aufgrund der sozialpolitischen Forderungen der AFD gegen das eigene materielle Interesse agiert. Anders als viele seiner Parteigenossen sieht Korte aber noch Potential, »diejenigen« zu erreichen, »die mal AFD gewählt haben oder irgendwelche Ressentiments im Kopf haben«. Diese Einschätzung ist fraglich, weiß doch die Forschung zu Antisemitismus und Rechtsradikalismus, dass an einem geschlossen rechten Weltbild kaum noch gerüttelt werden kann. Man sollte meinen, dass Korte bewusst ist, wie weit verbreitet dieses Denken tatsächlich unter dem Wahlklientel der AFD ist; die lapidare Bemerkung »Ressentiments im Kopf haben« und die Einschätzung, wonach das nur einen bestimmten Teil der Anhängerschaft der AFD ausmache, relativiert das jedoch. Von außenpolitischen Fragen abgesehen, in denen Korte die NATO in klassischer Manier der Linkspartei einseitig verteufelt, ist zugleich seine ebenfalls einseitige Würdigung der Demonstrationen um das *Bündnis Unteilbar* fraglich: Misst man Korte am eigenen Anspruch – ökonomische und kulturelle Fragen zu vermitteln –, so ist zu kritisieren, warum ein Bündnis von der Kritik auszunehmen wäre, bei dem aus einem falsch verstandenen Antirassismus heraus Allianzen zu islamistischen Organisationen entstanden. Aber Korte auf diese Punkte festzunageln, würde der richtigen Intention des Autors zuwiderlaufen: »Niemals herabblicken« bedeutet eine Haltung, die dahin geht, wo es weh tut: mit den Menschen auf dem ‚platten Land' zu sprechen, die sich von zeitgenössischen linken Positionen kaum vertreten fühlen. Menschen, denen »täglich ökonomische und staatliche Gewalt angetan wird«, die bei *Primark* einkaufen (müssen) und »keine Zeit haben, morgens in Ruhe die Zeitung zu lesen, auf Demos zu gehen oder ihr Self-Empowerment zu organisieren«, sondern schlicht von der Frage getrieben sind: »Wann ist endlich Feierabend?«. Deshalb ist am eingangs erwähnten Satz aus dem 19. Jahrhundert festzuhalten: Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewusstsein.

Korte, Jan (2020): Die Verantwortung der Linken. Verbrecher-Verlag, Berlin, 140 Seiten, 16,00.

---

[1] Mitglied des Deutschen Bundestages

Mathias Beschorner ist Historiker und freier Autor. Er lebt in Leipzig und hält die Herrschaft des »automatischen Subjekts« für menschengemacht. Er referiert zu den Themen Postwachstumsideologie und Liebe. Zugleich arbeitet er mit Konstantin Nowotny und Jennifer Stevens an einem Sammelband zur romantischen Liebe, offenen Beziehungen und der Polyamorie.

Das Verhalten von Frauen spiegelt ihre Unterdrückung wider

Phyllis Chesler ist eine feministische Schriftstellerin, Psychotherapeutin sowie emeritierte Professorin für Psychologie und Frauenforschung an der City University of New York. Sie ist Autorin von zahlreichen Büchern, wie beispielsweise ihrer Autobiographie »A Politically Incorrect Feminist«. Ihr 19. Buch, »Reqiuem for a Female Serial Killer« erscheint voraussichtlich im November 2020. *Alexandra Bandl* hat sie interviewt.

Sie wurden 1940 in eine orthodoxe Familie in Borough-Park, Brooklyn geboren. Wie bei vielen Zeitgenossinnen, die die zweite Welle der Frauenbewegung mitprägten, fiel auch Ihre Jugend in die aufständischen 1960er Jahre. Im Jahr 1969 waren Sie Mitbegründerin der »Association for Women in Psychology«, drei Jahre später wurde Ihr wegweisendes Erstlingswerk »Woman and Madness« veröffentlicht. Die deutsche Übersetzung »Frauen – Das verrückte Geschlecht?« kam bereits 1974 auf den Markt und gilt als Meilenstein der feministischen Psychologie. Weshalb war es damals so wichtig für Sie, ein Teil der Frauenbewegung zu werden? Was waren die Ziele, Wünsche und Hoffnungen?

Ich hatte das Glück, zur richtigen Zeit geboren worden zu sein, wodurch ich zu einer der frühen Vorkämpferinnen der zweiten Welle des Feminismus werden konnte. Jedoch bin ich alles andere als sicher, warum dies passiert ist. Lag es in der Natur der Erziehung von Mädchen in jüdisch-orthodoxen Familien im Besonderen oder dem Patriarchat im Allgemeinen? Vielleicht, aber vielleicht auch nicht, weil ich die Schriften der alten, jüdischen Propheten las und aus ihren Visionen der Gerechtigkeit, Freiheit, Verantwortung und Ganzheit lernen konnte. Oder war meine spätere Führungsrolle das natürliche Resultat einer Rebellion gegen das Aufwachsen in den repressiven 1940er/50er Jahren, als die Möglichkeiten für Frauen so begrenzt waren? War es das, was ich gelernt habe, als ich in Kabul gefangen gehalten wurde, wo ich aus erster Hand die abgründige Behandlung von Frauen sah? Übrigens: Ich war bereits Mitte bis Ende 20, als die großen, gegenkulturellen Bewegungen der 1960er Jahre entstanden: Ich investierte damals (und als ich die Graduiertenschule besuchte) viel mehr Zeit in die Bürgerrechts- und Antikriegsbewegung, als ein »Peace-and-Love-Hippie« zu werden. Genau genommen nahm keine dieser angeblich so revolutionären Bewegungen die Rechte der Frauen ernst, weshalb viele von uns diese verließen, um eigene, radikale sowie feministische Graswurzelbewegungen zu gründen. Über all dies schreibe ich in meinem letzten Buch (Anm.: *A Politically Incorrect Feminist. Creating a Movement with Bitches, Lunatics, Dykes, Prodigies, Warriors, and Wonder Women*). Die Zweite Welle war in drei unterschiedliche Strömungen unterteilt: Eine Bürgerrechtsbewegung für Frauen, eine Basisprotestbewegung und eine Bewegung zur Umwandlung der Berufe und Ämter in frauenfreundlichere oder inklusivere Einrichtungen.

Im Alter von 20 Jahren heirateten Sie Ihren Kommilitonen vom Bard College und sind ihm bis nach Afghanistan gefolgt. Dort wurden Ihnen die Papiere bereits am Flughafen entwendet. Für insgesamt 5 Monate wurden Sie von der Familie Ihres damaligen Ehegatten eingesperrt. Sie wurden sogar dazu gedrängt, zum Islam zu konvertieren. Wie beeinflussten diese Erfahrungen Ihre Ansichten sowie politischen Aktivitäten?

Zunächst schien es überhaupt keine Auswirkungen zu haben. Im Laufe der Zeit, nachdem ich diese gefährliche Romanze überlebt hatte, zeigte sich jedoch, wie prägend diese Lektionen für mich waren. Vielleicht war es das Risiko sogar wert, das ich unwissentlich einging. Ich verstand: »West was best«, da die Lage der Frauen anderswo weitaus schlimmer war als in Amerika oder Europa. Auch verstand ich, dass die meisten der charmantesten und westlichsten Männer aus dem Nahen Osten und Zentralasien eine doppelte Persönlichkeit zu haben schienen. Sie kamen gut zurecht in der westlichen Welt, aber verwandelten sich dann in das, was sie ursprünglich waren: tribaler und frauenfeindlicher. Und all dies passierte vor den Taliban. Als Frauen, Juden, Christen, Buddhisten, Hindus, Ba'hai und Zoroastrier mit Misstrauen, Verachtung und Hass betrachtet wurden. Das Leben von Frauen und Ungläubigen war in Afghanistan nicht viel wert.

In Ihrer Autobiographie »A Politically Incorrect Feminist« schreiben Sie, dass die globale Gewalt gegen Frauen eine fürchterliche Dimension annehme. Viele westliche Feministinnen haben zunehmend Angst, diese Gewalt zu kritisieren, um nicht als Kolonialistinnen und Rassistinnen verurteilt zu werden. Diese Angst übertrumpfe oft ihre Sorge um die Menschenrechte von Frauen weltweit. Warum vergessen zeitgenössische Feministinnen all jene universalistischen Prinzipien, für die ihre Vorgängerinnen einst kämpften? Werden diese Prinzipien und ihre Befürworterinnen aus dem kollektiven Gedächtnis der feministischen Geschichtsschreibung gestrichen?

Als die Bedenken über Rassismus weltweit zunahmen, fürchteten viele westliche Feministinnen, als politisch-inkorrekt gesehen zu werden, was bedeuten würde, gemieden und »gecancelt« zu werden sowie die Anstellung und das Ansehen zu verlieren. Die feministische Professorenschaft fokussierte sich mehr auf LGBT und soziale Identitätsfragen, inklusive der Belange von Transsexuellen, als auf all die anhaltenden, frauenspezifischen Probleme wie Vergewaltigung, sexuelle Belästigung (nicht nur durch namhafte Männer, sondern in Büros, Gewerkschaftshäusern, dem Militär und auf den Äckern), Misshandlung, Ehrenmord, Armut, Schwangerschaft und Mutterschaft, Menschenhandel, Prostitution, Pornographie, etc. Wir haben Vergewaltigungen vielleicht aufgedeckt, aber wir haben sie nicht abgeschafft. Die Arbeit muss an dieser Stelle weitergehen. All die Leute, die sich Protestmärschen anschließen, sorgen sich um Polizeigewalt gegen schwarze MÄNNER, aber kein Hahn kräht nach all den Frauenmorden, insbesondere Foltermorden an nicht-weißen Prostituierten.

Das 2002 veröffentlichte Werk »Woman's Inhumanity to Woman« löste eine große Kontroverse innerhalb der Frauenbewegung aus. Ihnen wurde sogar vorgeworfen, die feministische Sache zu verraten. Können Sie diesen erbitterten Streit aus Ihrer Sicht beschreiben und wie erklären Sie sich diese aggressiven und destruktiven Tendenzen?

Viele feministische Wortführerinnen waren darüber besorgt, dass Männer dieses Wissen gegen uns verwenden könnten. Wenn wir nicht endlich anerkennen, dass Frauen genauso patriarchale Werte internalisiert haben und daher mit anderen Frauen konkurrieren, diese sabotieren oder ausgrenzen, werden wir nie große Fortschritte machen. Genauso, wie wir verstehen müssen, dass Rassismus von allen, also auch von nicht-weißen Subjekten verinnerlicht wurde, verhält es sich auch mit Sexismus: Das Misstrauen gegenüber und die Abwertung von Frauen. Mit der Zeit haben viele Feministinnen dies zugegeben. Ich wünschte, dieses Buch wäre ins Deutsche übersetzt worden.

Wie verhält es sich heutzutage mit Dogmatismus; bzw. Clan-Mentalität in der radikalen Linken?

Die meisten Leute wollen anderen gefallen und sich aus Konflikten heraushalten. Um dies zu tun, verhalten sie sich in einer konformistischen Weise. Dies gilt auch für Feministinnen. Viele feministische Wortführerinnen wollten Frauen vor den ungerechten Zuschreibungen, wie verrückt, promisk, unzuverlässig etc. retten. Hervorzuheben, dass wir auch ein Teil des Problems waren, wurde als Angriff gewertet. Es war uns als Feministinnen wichtig zu vermitteln, dass Frauen nicht bösartig sind, sondern ihr Verhalten lediglich ihre Unterdrückung widerspiegelt. In den damaligen Zeiten waren nur wenige Feministinnen linksradikal. Andere wurden als »kulturelle« Feministinnen gesehen. Beide Strömungen waren ideologisch rigide und blieben ihren Ideologien treu. Heute sehen wir dies umso deutlicher in den antikapitalistischen, antiwestlichen Mobs, die von ihren Professoren und den Medien instruiert wurden. Auf ähnliche Weise wurden wohl auch die »Social-Justice-Horden« indoktriniert.

Darüber hinaus befassen Sie sich mit den zeitgenössischen Erscheinungsformen des Antisemitismus. Was ist Ihres Erachtens neu an diesen Phänomenen und wo liegt aktuell die größte Bedrohung?

Die größte Bedrohung ist die Allianz zwischen der westlichen Intelligenzia und islamischen Radikalisten, die zu einer wachsenden Kontrolle und Sanktionierung für unabhängige Gedanken und unliebsame Wahrheiten führte. Die Werte und Tugenden der westlichen Zivilisation wurden gefährlich ausgehöhlt zugunsten einer islamistisch anmutenden Intoleranz und Kontrolle via Indoktrinierung, öffentliche Schmach und Erniedrigung. Ritualmordlegenden und große Lügen beherrschen den Äther, das Internet, die Medien, die EU, die UN sowie Menschenrechtsorganisationen. Die unbequemen Wahrheiten sind: Juden

sind nicht schuld an all den Miseren dieser Welt. Israel ist kein Apartheidstaat, der eine ethnische Säuberung betreibt. Der Islam blickt auf eine lange Geschichte des Kolonialismus, Imperialismus und der Bekehrung von Ungläubigen mit dem Schwert. Viele muslimische Führer beteiligten sich am afrikanischen Sklavenhandel, sind rassistisch gegenüber Schwarzen. Sie halten die geschlechtliche und religiöse Apartheid aufrecht und besteuern, foltern, ermorden und vertreiben Juden und andere Ungläubige, inklusive Christen, in ihren Hoheitsgebieten.

Als Gastgeberin des ersten feministischen Pessach-Seders und Ihres Aktivismus mit »Women of the Wall« leisteten Sie Pionierarbeit in religiösen Fragen der Gleichberechtigung. Im Gegensatz zu vielen liberalen, US-amerikanischen Juden sind Sie eine konsequente Unterstützerin Israels. Wie beeinflusst diese Verbindung zum Judentum Ihre Arbeit?

Feministische Versuche, das patriarchale Judentum zu integrieren oder zu beeinflussen, wurden zunächst als zu radikal angesehen, jedoch mit der Zeit akzeptierter. Als wir an der Western Wall (der Kotel) beteten, war dies gleichbedeutend mit Nonnen, die eine Messe im Vatikan leiten. Hätten muslimische Frauen dasselbe getan, wären sie angegriffen, eingesperrt, unter Arrest gestellt – oder hingerichtet worden. Als jüdische Frauen wurden wir zu endlosen Rechtsstreiten verdammt. Ich bin jetzt ein Teil der ursprünglichen »Women of the Wall« und nicht unserer Nachfolgegruppe, da ich mich nicht mit einer Gruppe gemeinmachen konnte, die willentlich davon profitierte, Rufmord gegen Israel insbesondere in Nordamerika während der endlosen Intifada zu betreiben, die Arafat und Abbas gegen israelische Zivilisten führten. Dies in Israel zu tun ist in Ordnung. Dies zu tun, während dein Volk sich im Belagerungszustand befindet, um Publicity und Spenden zu generieren, ist völlig inakzeptabel. Dies ist eine sehr komplexe Angelegenheit und würde ein Interview erfordern, das nur diesem Thema gewidmet ist. Mein Eintreten für Israel hat einige dazu veranlasst, meine Glaubwürdigkeit als Feministin zu hinterfragen (das ist lächerlich) und andere, mich für eben diesen Mut und diese Klarheit zu bewundern. Das Wichtigste ist, einer großartigen Religion keinen Schaden zuzufügen. Man muss zuerst die Schriften kennen und ist dann bereit, mit einer respektvollen Vorsicht fortzufahren, um einen Beitrag in der eigenen Ära oder im Leben zu leisten.

Darüber hinaus sind Sie seit Jahrzehnten eine große Kritikerin des Islams und fordern die Unterstützung von gefährdeten Frauen in Ländern mit muslimischer Mehrheit. Seit der Besetzung der Großen Moschee von Mekka, der Islamischen Revolution im Iran sowie der sowjetischen Invasion in Afghanistan im Schicksalsjahr 1979 nimmt die Bedrohung durch den politischen Islam zu. Wird im Namen des Islam ein Krieg gegen Frauen weltweit geführt und wie wirkt sich dies auf die Haltung von Muslimen in westlichen Ländern aus?

Ich habe die Intoleranz, die sexuelle und religiöse Apartheid, den Kolonialismus, den Imperialismus und die gewaltsame Bekehrung von Ungläubigen sowie die Vorurteile gegenüber Schwarzen und Schwulen kritisiert, die charakteristisch für die Geschichte des Islams und bis heute epidemisch sind. Die Gewalt im Namen der Ehre sowie Ehrenmorde verfügen über einen tribalen Ursprung. Auch Hindus praktizieren diese Form des Menschenopfers, jedoch nur in Indien. Muslime praktizieren dies weltweit. Vielleicht interpretieren diese Leute den Koran falsch, aber die führenden Mullahs und Imame haben diese Verbrechen kaum denunziert oder diejenigen exkommuniziert, die ihre Töchter ermorden. Meine Kollegen sind heutzutage sowohl religiöse als auch nicht-religiöse muslimische Dissidenten und Feministinnen. Ex-Muslime, Hindus, Sikhs, Christen und Juden, die alle wegen des islamischen (oder islamistischen) Terrorismus besorgt sind.



Phyllis Chesler

Vor einigen Wochen wurden Sie vom Middle East Forum interviewt, um die Erkenntnisse aus einem Ihrer neuesten Bücher »A Family Conspiracy: Honor Killing« (2018) vorzustellen[1]. Könnten Sie uns sagen, welche Rolle Frauen hier als Kollaborateurinnen spielen und auf welche Weise sie patriarchale Vorstellungen verinnerlicht haben? Können Sie den Unterschied zwischen Ehrenmorden und anderen Arten sexueller Gewalt gegen Frauen beschreiben? Wir wissen nun, dass auch anderswo im Namen der Ehre gemordet wird. Ist die epidemische Verbreitung von Ehrenmorden ein hauptsächlich muslimisches Problem oder handelt es sich hierbei um ein universelles Phänomen?

Frauen verschwören sich und beteiligen sich bei Ehrenmorden an ihren weiblichen Verwandten, einschließlich ihrer eigenen Töchter. Männer verüben routinemäßig die Gräueltaten, aber es ist bekannt, dass Frauen sie dazu drängen und eine bestimmte weibliche Verwandte ins Visier nehmen. Einige Frauen führen diese Morde sogar praktisch durch. Ich habe diese Studie darüber vorgelegt, die sowohl auf meiner Webseite, als auch auf der des Middle East Forum archiviert ist. Ehrenmorde sind nicht nur ein muslimisches Phänomen. Hindus verüben diese ausschließlich in Indien, Sikhs in viel geringerem Maße weltweit. Muslime begehen Ehrenmorde weltweit: In ausschließlich muslimischen Ländern, im hinduistischen Indien sowie im Westen.[2]

Wie beurteilen Sie die zeitgenössische feministische Psychologie einerseits und die zeitgenössischen feministischen Bewegungen andererseits? Wie schätzen Sie die Frauenproteste in den vergangenen Jahren in den USA ein und sehen Sie einen gemeinsamen Nenner mit anderen Protestbewegungen, wie »Black Lives Matter«?

Mit einigen willkommenen Ausnahmen konzentrieren sich die aktuellen Proteste weitaus mehr auf schwarze Männer und ihre Beziehung zur brutalen Polizei und nur in viel geringerem Maße auf schwarze Frauen und die Polizei. Die Probleme von schwarzen Frauen und Frauen of Color sind weitreichender und umfassen sexuelle Gewalt, einschließlich Inzest, Vergewaltigung in der Familie, Vergewaltigung in der Ehe, Vergewaltigung durch Fremde; körperliche Gewalt, Razzien sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie; eine hohe Sterblichkeitsrate bei Säuglingen und Müttern, schlechte Gesundheitsversorgung, Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung, Wohnen nur in gefährlichen Umgebungen, schlechte Schulen, das Verschwinden von Vätern in Gefängnissen, der Drogensucht oder in den Armen anderer Frauen usw. Ich konnte noch keine ähnlichen massiven, monatelangen Proteste gegen Vergewaltigung, Misshandlung oder sexuelle Belästigung vernehmen. Ein einziger Marsch an einem einzigen Tag ist nicht dasselbe.

---

[1] *https://www.meforum.org/5477/when-women-commit-honor-killings*

[2] Hier findet sich eine weitere Studie zu diesem weltweiten Phänomen: *https://www.meforum.org/2646/worldwide-trends-in-honor-killings*

Alexandra Bandl ist Mitbegründerin der Initiative Mündigkeit durch Bildung, Mitglied der Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie (GfpS) und arbeitet aktuell als Bildungsreferentin im Präventionsprojekt »Abbau von Antisemitismus« des jüdischen Kulturzentrums Ariowitsch-Haus e.V. in Leipzig.





Impressum versorgerin Nr. 0127 / september 2020 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: versorgerin redaktion, foto: tanja brandmayr . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**